

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.



Dem greisen Feldherrn.

Zum 90. Geburtstage Moltkes.

Dich grüßt das deutsche Volk am schönen Tage,
Der Dir des Alters höchste Ehren schenkt.
Keis regt es sich im Königsarkophage,
Ein Geistergruß, der flüsternd Dein gedenkt:
Zwei Kaiser haben aus der Gruft der Todten
Dem Kampfgenossen solchen Gruß entboten.

Du fettest den Sieg an ihre Fahnen,
Warst seine Blitze in den Sturm der Schlacht;
Du hast ihm vorgezeichnet seine Bahnen;
Bei Preußens Adler hieltest Du die Wacht
Und lehrtest ihn, mit nimmer müden Schwingen
Zur Sonne Deutschlands kühn emporzudringen.

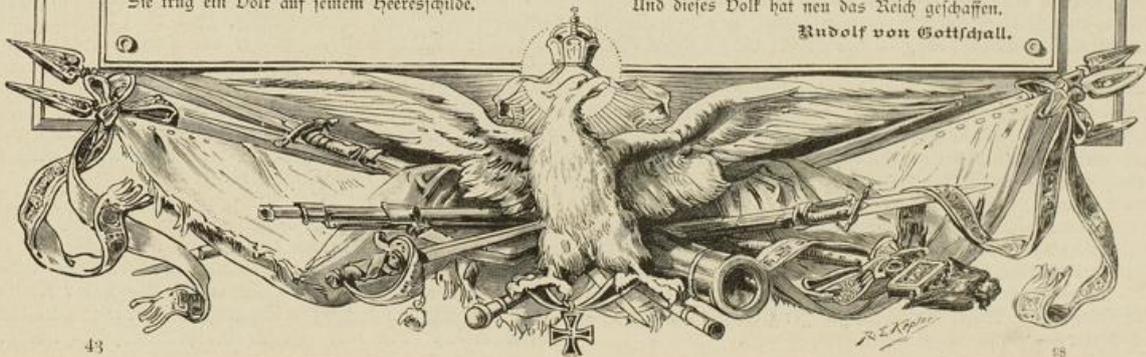
Du haßt in seinem Horst die Krone bergen,
Die länger nicht im tiefen Schacht verscharrt,
Wo sie so lang mit Raketen und mit Zwergen
Des Kaisers Auferstehungstag erhart.
Sie ist kein Nebelstreif, kein Traumgebilde,
Sie trug ein Volk auf seinem Heereschilder.

Viel tapf're Helden hat der Krieg geboren,
Die voller Coudesmuth das Schwert gezücht,
Und allen ist der Lorbeer unverloren,
Den sie vom blut'gen Reiz der Schlacht gepflücht.
Doch Thaten läßt des Schicksals Wage schwanken;
Fest stehn die sicher leitenden Gedanken.

Und dann beleben sich die stillen Kreise,
Die Cirkel, die der Denker sinnend zog,
Und große Heere zieh'n in ihrem Gleise
Zum Ziele, das der Genius ersog.
Ja, vorwärts rücktest Du, ein großer Schweiger,
Mit leiser Hand der Weltgeschichte Zeiger.

So leb' im Lorbeerkranze vielbewundert,
Sanft von des Friedens Genien umschwebt;
Stolz ist auf Dich das scheidende Jahrhundert,
Das weit hinaus Dein Name überlebt!
Du führtest glorreich unser Volk in Waffen,
Und dieses Volk hat neu das Reich geschaffen.

Rudolf von Gottschall.



Sonnenuende.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(8. Fortsetzung.)

Roman von Marie Bernhardt.

Warum wünschtest Du Deinem Vetter Glück?" fragte Thor, während er gemächlich seinen Säbel loskoppelte.
Fritz faßte ihn bei den Schultern und starrte ihm mit vielem Ernst ins Gesicht.

"Dich nimm' ich, thör'ger Heiner,
Fals Parsi, —
Dich, reinen Thoren, Parsifal!
So rief, da er —"

"Wenn Du doch einmal Deinen Unsinn lassen möchtest!" knurrte der andere mürrisch und machte sich los. "Ich meine nur, dieser Vetter ist ohnehin ein Glückspilz: schön, reich, von gutem Namen, ausgezeichnete Carrière vor sich — was soll man dem noch wünschen?"

"Nun — so beiläufig etwa! — eine passende Frau!"

"Frau! Das ist's! Eben darum komme ich —"

"Wegen Reginalds zukünftiger Frau?"

"Nartheit! 's handelt sich nicht um ihn! Ich — hast Du etwas Trintbares?"

"Alten Sherry."

"Weinetwegen! Gieb ihn her! Du nicht? Na — also —"

Thor goß sich sein Glas voll, trank es auf einen Zug leer und füllte es bedächtig von neuem. "Du bist ja da im Hause so rasch Liebkind geworden, bist auch ein netter Kerl, — also — hast Du etwa ernste Absichten?"

"Werkwürdig, wie sich heute die Menschen um meine Herzensangelegenheiten bemühen," dachte Fritz von Conventius; laut fragte er: "Absichten? Auf wen überhaupt?"

"Stell' Dich nicht dumm an, — Du weißt ganz gut, wen ich meine," — Thor zeigte mit dem Daumen rückwärts über seine Schulter, als stände die betreffende Persönlichkeit hinter ihm — "Du weißt es ebenso bestimmt wie ich, daß ich Fräulein Gerold im Sinne habe!"

"Die ältere Schwester oder die jüngere?"

"Aber zum Donnerwetter!" brach Thor los. "Kannst Du denn nicht vernünftig reden? Ich will wissen, ob Du da Dein Glück versuchen willst — auf eigene Hand?"

"Und wenn ich nun wollte?"

"Dann wär's natürlich für mich aus — Du hättest mehr Aussicht, — bist von anderem Kaliber als ich, — gefällst den Weibern besser —"

"Na, Thor, lassen wir das! Wenn's Dich trösten kann: ich will für eigene Rechnung dort nichts haben — Du brauchst mir darum noch nicht die Hand aus dem Gelenk zu reißen — aber, alter Kerl, ob's Dir darum dort glückt . . ."

"Du meinst, sie ist zu klug für mich, — überfieht mich, — was? Daran ist diese verrückte alte Schwester mit ihrem Gelehrtentram schuld —"

"Glaube 'mal, Parsifal, — die Schwester ist wirklich nichts weniger als verrückt!"

"Dann ist sie verdreht, das ist so ziemlich dasselbe! Könnte sie dies schöne Mädchel nicht in Ruhe lassen? Muß sie sie mit Gewalt geistreich machen?"

"Geistreich machen läßt sich kein Mensch, mein Alter! Wenn das so ginge, — da möchte mancher kommen!"

"Na, ich meine all das Zeug von Philosophie und Kunstgeschichte und Naturwissenschaft, — ein Mädchel, wie das ein ist, braucht das im Leben nicht, — das ist für die häßlichen, sitzengeliebten —"

"Alte Litanei!" unterbrach ihn der Lieutenant ungeduldig.

"Das kennen wir schon! Meiner unmaßgeblichen Ansicht nach schadet es einer schönen Frau eigentlich nicht, wenn sie nebenbei auch noch klug ist und einen gebildeten Geist besitzt! Aber das alles beiseite, — nicht um mich handelt es sich hier, — und — und ich fürchte, es wird sich auch nicht um Dich handeln —"

"Warum nicht?" Thor strich herausfordernd den roten Schnurrbart. "Wenn man auch kein Adonis ist, — ein Ulanenritmeister mit Vermögen und von altem Adel ist am Ende kein Pappenspiel —"

"Gewiß nicht — aber solch' ein Mädchchen triffst zuweilen eine absonderliche Wahl! Da ist ein gewisser Professor Delmont, — ein Maler —"

"Ach, — der!" Thor erhob sich und stieß mit einer gleichgültigen Gebärde seinen Stuhl zurück. "Solch ein Farbenreiber, — mit dem hat's keine Gefahr, — da kann unferneiner es getrou drauf antommen lassen! Hat er nicht ein Bild ausgestellt, was war's doch gleich?"

"Der Engel des Herrn" — vom Wiener Kunstverein für fünfzigtausend österreichische Gulden angekauft, — der Mann hat ein schönes Vermögen erworben und eine jährliche Durchschnittseinnahme von etwa dreißigtausend Mark!"

"Alle Vetter! Aber meinst Du denn, daß das bei einem Mädchchen wie dies so schwer ins Gewicht fallen dürfte?"

"Wenn dies Mädchchen die heute übliche windige Tochtererziehung erhalten hätte, dann dürfte ihr dieser Umstand von ungeheurer Wichtigkeit sein. Dank der Leitung einer Thekla Gerold aber, die ihrer Schwester etwas weitere Ziele und Gesichtspunkte gesteckt hat —"

"Aha, das soll auf mich gehen!" murkte der Rittmeister. "Der Hieb sitzt! Lassen wir ihn sitzen, — und hören wir weiter! Die junge Dame ist selbst sehr vermögend, — reich sogar, — was wird ihr denn da so ungeheuer imponieren?"

"Vielleicht der Mann selbst und sein Genie!"

"Um!" Thor drehte sich schwerfällig herum und langte nach seinem Säbel. "Und was rätst Du mir nun?"

"Geh' hin, Bethörter, suche Dein Heil!" sagte der Lieutenant pathetisch. "Und, was Du thun willst, thue bald! Und noch eins: mach' Dich lieber zum voraus so auf — — auf dies und jenes gefaßt. Bei solchen Angelegenheiten ist's allemal gut, gefattelt zu sein! Man kann doch nie wissen! Das Leben wird's Dich gerade nicht kosten, wenn sie Dich ausschlägt, — hm?"

"Allzuviel Muth machst Du mir nicht, das muß wahr sein! Und ich hatte gedacht, . . . na, . . . einerlei, was ich gedacht hatte! — Adieu auch!"

Der lange Rittmeister klirrte zur Thür hinaus. Den jungen Lieutenant mußten die zwei Beichten erstaunlich angegriffen haben; er setzte sich wie ein schwermüder Mann vor seinen Arbeitsstisch und sprach leise vor sich hin:

"Guter Kerl, der Thor, — aber ein Tapir! Auch einer von denen, die der unerschütterlichen Meinung sind, ein Kavalleriesäbel thäte es bei allen Weibern! Wird bald besser belehrt werden, — geht nicht dran zu Grunde, — kann schon was aushalten! Aber Regi! Vielleicht, daß sie doch — wer lernt bei den Mädcheln aus! Daß ich mich soviel drum kümmern muß, ob andere Leute 'ne Frau kriegen! Hab' selbst nicht 'mal eine! — Komm her, Zulchen!"

Zulchen fuhr aus ihrem Winkel empor, schmiegte sich an ihres Herrn Kniee und ließ sich von ihm den glatten Kopf streicheln.

"Sollen wir auch heirathen, was, Zulchen? So eine nette, niedliche, blonde Frau, die uns gute Bissen giebt und uns liebevoll behandelt? Ich glaube, wir können es haben, Zulchen, wenn wir es sehr gern wollen, — wir können es haben!" — — —

8.

"Heute!" sagte Annie Gerold vor sich hin, — "heute!" —

O hoffendes junges Menschenherz mit deinem stürmischen Schlag! Sei nicht so ungeduldig, schilt nicht die schleichende Zeit! Sie geht vorwärts, jetzt wie alle Tage, — dem einen entschwindet sie bleischwer, langsam, den andern trägt sie wie auf Flügeln dahin! Auch für dich, frohes, glückliches Herz, kommt rasch die Stunde, da du auf das, was jetzt dein „Heute“ heißt, zurückblickst, wehmüthig, reuevoll, daß du es nicht verstanden hast, die Vorfreude recht zu genießen, sie, die oft die reinste Gabe ist von allem, was das Schicksal uns bietet! —

Thekla hatte einen bösen Nervenitag, sie lag abgesspannt in ihrem Sessel, die wachweißen Hände gefaltet, zu elend, um die neuen philosophischen Schriften zu lesen, die der Buchhändler ihr geschickt hatte. Sie lagen unaufgeschritten auf dem Tisch, der das unberührte Frühstück trug, und die matten Augen der Kranken sahen wehmüthig in den hellen Sonnenschein, der wie lichtiges Gold auf allem lag. Und neben ihr Annie, ihr rastloses „Heute“ im

Herzen! Sie war tagüber gut und fleißig gewesen, — o, sie konnte sich ein gutes Zeugniß ausstellen! Sie hatte früh morgens mit Agathe geredet und war mit ihr auf Einkäufe gegangen, hatte selbst beim ersten Delikatessenhändler und in der größten Handlung für Süßfrüchte allerlei schöne Sachen für Thella eingekauft, — von ihrem eigenen Gelde, versteht sich! Dann hatte sie bei einigen von ihren Armen Besuche gemacht, — ihr Vater hatte sie zum Wohlthun angehalten, und das war ihm leicht geworden, Annie gab schon als Kind gern und freiwillig — und sie hatte diesen Armen außer der Zeit eine Freude bereitet. Thella schärfte ihr zwar immer ein: „Gieb ihnen kein Geld, — die Männer verirren es doch nur; kaufe lieber etwas Nützliches!“ und Annie hatte das auch meistens gethan, — aber heute gab sie doch Geld. „Kann man denn immer wissen, was die Leute gerade brauchen,“ dachte sie, „und muß es nicht gerade diesen Armen doppelt werthvoll sein, einmal nach eigenem Ermessen etwas einhandeln zu können, was sie sich wünschen?“ — Und so drückte denn das junge Mädchen hier und dort mit ihrem lieben Lächeln ein Päckchen in eine arbeitsstarke Hand, ein paar Mal mit der treuherzigen Mahnung: „Aber Ihr müßt es nicht für etwas Schlechtes ausgeben!“ Und den Kindern hatte sie Spielsachen gebracht, — nun, das war auch nichts Nützliches, — aber du lieber Gott! Als ob den kleinen Geschöpfen die warmen Röckchen und Strümpfe Freude machten! Das kam dem magern Geldbeutel der Eltern zugut, und die Kinder hatten doch nichts davon! Jetzt aber, — welchen Eindruck machte das Holzpferdchen und die Puppe und die Schachtel mit Soldaten! Ueberall waren frohe, lachende Gesichter gewesen, — das eben hatte Annie Gerold haben wollen! —

Dahem hatte sie dann hastig zu Mittag gegessen und eigenhändig für Thella eine besonders feine Fruchtklimonade bereitet, welche die Kranke sehr liebte; ein Süßdöckchen konnte sie ihr auch vorlesen, länger nicht, dann war der Gärtner gekommen, eine lange, wichtige Besprechung wegen der Sämereien und Pflanzen für den Garten mit ihr zu halten, . . . aber zu alledem, was sie pünktlich und freundlich besorgte, hatte ihr glücklich bekommenes Herz nicht einen Augenblick aufgehört, zu sagen: „Heute!“

Und da ging das hübsche Glodenpiel an der Hausthür, Annie fühlte, wie sie bleich wurde, — und sie dachte: „Nun kommt das Glück!“ und senkte demüthig ihr junges Haupt.

Da trat die alte Agathe ins Zimmer und meldete: „Herr Pfarrer von Conventius!“

Die alte Frau wartete auf eine Antwort, aber von Annie kam keine; sie sah so enttäuscht und unglücklich aus, daß Thella mit leisem Vorwurf sagte: „Aber Vögelchen!“ und dann, zu Agathe gewendet: „Es wird uns sehr angenehm sein! Führen Sie den Herrn in den Salon, wir kommen auch dorthin!“

Als Reginalds hohe Gestalt über die Schwelle des schönen, von Sonnenlicht durchflutheten Gemaches trat, erschien in der entgegengekehrten Thür ein ergreifendes Bild: Annie, die ihre kranke Schwester liebevoll und sorgfältig ihm entgegenleitete.

Annie war ihm nie schöner, begehrenswerther erschienen! Dies reizende junge Geschöpf, geschaffen, die Königin eines Ballsaales zu sein, sie, die er bisher gefeiert gesehen hatte, . . . wie entzückend machte sie ihr lieblich darmherziges Thun in seinen Augen! —

Ein wenig verwirrt, nicht so strahlend frisch und freudig wie sonst, blickte sie zu ihm auf, als er sich tief vor ihr verneigte, — aber gleich darauf erröthete sie und lächelte, nicht ganz zwanglos, wie es ihn dünkte, hieß ihn in ihrem Heim willkommen und stellte ihn der Schwester vor; dazu reichte sie ihm die Hand, und er küßte diese liebe Hand ehrerbietig und zärtlich zugleich.

„Steht es so um Dich?“ dachte Thella Gerold, und ihre klugen Augen hefteten sich mit vermehrter Spannung auf den neuen Gast, von dem sie schon soviel hatte reden hören. Denn Annie's „Freundinnen“ waren sämmtlich Feuer und Flamme für den aristokratischen Prediger von Sankt Lukas, er war mit einem Schläge in die Mode gekommen, und es galt als guter Ton, für ihn zu schwärmen. —

„Alle haben sie gesagt, der Mann sähe schön und vornehm aus,“ dachte Thella weiter, „aber seines gewinnenden, edlen Ausdrucks hat niemand gedacht, und doch ist dies das Anziehendste in dem Gesicht. Wie sehnsüchtig seine Augen an Annie hängen! Schade! Wenn ich mir's auch nie gewünscht habe, mein Vögelchen möchte einen Geistlichen heirathen, . . . gegen diesen hätte ich

nichts einzuwenden. Er wird sich die Sache sehr zu Herzen nehmen, scheint mir, und das wird der Kleinen leid sein, denn sie hält viel von ihm!“

Unterdesen sagte Reginalds tiefe, wohlthunende Stimme zu ihr: „Ich konnte nicht wissen, daß Sie heute gerade so angegriffen sein würden, Fräulein Gerold, sonst wäre ich nicht gekommen!“

„Es thut nichts,“ erwiderte Thella mit einem halben Lächeln, „ich bin an mein Leiden gewöhnt, es verläßt mich nie ganz und ist mein treuester Kamerad; lesen kann ich nicht, wenn es sehr schlimm wird, — aber unthätig im Bett liegen und über meine Schmerzen nachdenken, das ist mir vollends unmöglich, — daher freue ich mich jedesmal, wenn wir Besuch bekommen! Erzählen Sie mir, bitte, ein wenig von Ihrem Vetter, Herr von Conventius, — wie geht es diesem flotten, lebenslustigen jungen Herrn?“

„O, sehr gut, ich danke! Sie haben einen sehr warmen Verehrer an ihm gefunden!“

Thella lachte gutmüthig.

„Es ist unglaublich, — und ich glaub' es Ihnen doch! Wenn er so daherkommt und mir in seiner treuherzigen, frischen Art allerlei vorplaudert, kommt es wie eine Art von Schmerzvergeffen über mich. Er nimmt sich neben mir aus wie ein hübscher Goldfäher neben einer vertrockneten Citade!“ Sie bringt das tolle Gleichniß vor, um Annie lachen zu machen, — das Vögelchen belustigt sich so gern über Thellas wunderliche Ideen. Sie sieht die junge Schwester von der Seite an, — nein, Annie lacht nicht, sie hat überhaupt gar nicht zugehört. Das Köpfchen ein wenig vorgeneigt, scheint sie zu lauschen, . . . kommt er nicht? Wenn er nur lieber nicht käme!

„Mein Vetter hat mir viel von der Ausstellung vorgeschwärmt, — namentlich von Delmonts Bild, — wollen es die Damen glauben, daß ich noch nicht dazu gekommen bin, es mir anzusehen?“

Da! Eine fliegende Röthe in Annie's Gesicht! Bis unter die weidgelockten Stirnhaare, bis in den schöngewölbten Nacken hinein, — dann fragt sie überhört, hastig:

„Ist Ihr Vetter, — hat er viel Sinn für die Malerei?“

„Nicht so sehr! Fritz begünstigt sich auch hier mit einem oberflächlichen Herumschauen, — er könnte auf verschiedenen Gebieten recht Tüchtiges leisten, wenn er wollte!“

„Und Sie selbst, Herr von Conventius?“

„Ich — nun meine Gnädige, ich bin eben ein einseitiger Mensch! Ich liebe die Musik und liebe die Malerei, — aber ich bevorzuge Oratorien und religiöse Bilder, dies beides spricht vorzugsweise zu meiner Seele; auch hierin bin ich ganz meiner Mutter Sohn!“

„Haben Sie gute Nachrichten von — von —“ Annie stockt ein wenig verlegen — „Ihrem Herrn Vater? Sie erzählten mir damals —“ sie stockt von neuem und erinnert sich, wie seltsam vertraulich und eingehend damals ihre Unterhaltung gewesen war.

„Ja — er scheint sich mit dem Gedanken zu veröhnen, daß ich alle seine Pläne durchkreuzt habe. Ein paar Verwandte von mir, Fritz darunter, haben ihm von meinen Erfolgen — von dem, was sie meine Erfolge nennen! — geschrieben, das scheint ihm doch nicht ganz gleichgültig zu sein, nach seinem letzten Brief an mich zu schließen. Freilich stellt er mir darin eine dringende Bitte, die ich ihm leider wiederum nicht erfüllen kann: er wünscht, ich möge meine Stelle als Gefängnißprediger aufgeben, was mir allerdings gelingen würde, wenn ich es ernstlich wollte!“

„Aber Sie wollen es nicht, — nicht wahr?“

„Nein, gnädiges Fräulein, ich würde es niemals wollen! Gerade dieser Posten, schwer und verantwortlich wie er ist, hat mich gelodt, — ich wäre niemals Pfarrer zu Sankt Lukas geworden, hätte man mir nicht zugleich dies Amt angetragen!“

„Und Sie haben es bereits angetreten?“

„Ich habe eine kurze Ansprache an die Gefangenen gehalten und bin bei einzelnen von ihnen gewesen. Zu regelmäßigen gemeinsamen Andachten ist es bisher noch nicht gekommen.“

Thella sah ihren Gast mit immer größerer Bewegung an, — seine schlichte Redeweise, so frei von Ueberhebung und rhetorischer Salbung, gefiel ihr ansnehmend. Sie fragte, ob irgend einer der Gefangenen sein besonderes Interesse in Anspruch nähme, und Reginald berichtete kurz ohne Namensnennung seine erste Begegnung mit dem Raubmörder und that zuletzt der Bitte desselben, ihm Blumen in seine Zelle zu schicken, Erwähnung.

Auch Annie war seinem Bericht mit Theilnahme gefolgt, jetzt machte sie eine lebhaftere Bewegung.

„O, bitte, Thea, ich möchte ihm von meinen Blumen geben! Lamprecht hat mir so wunderschöne in mein Zimmer gestellt, eine solche Masse, und wie haben noch viel mehr im Treibhause! Er braucht ja nicht zu wissen, — dieser — Mann, meine ich, von wem die Blumen kommen, Herr von Conventius schickt sie ihm, damit ist es gut! Solch' prächtige Exemplare, — Narzissen und Tazetten, auch ein Stiederbäumchen ist dabei, und schöne Maiglöckchen, — bitte, Herr von Conventius, darf ich?“

„Sie wollen sich selbst einer Freude berauben, um —“
 „Aber mein Gott, wer denkt an mich? Wenn man jemand, der am Rande des Grabes steht —“ ein Schauer ging über sie hin — „eine letzte kleine Erdenfreude bereiten kann, eine Freude noch dazu, die so rein ist wie der Gemüß an einer Blume, — wer darf uns daran hindern?“

„Nicht ich, — wahrlich, nicht ich!“ Reginald sah mit leuchtenden Augen in Annies bewegtes Gesicht. „Schicken Sie mir Ihre lieben Blumen heute noch, ich will sie hinnehmen und denken, daß es Gottes Voten sind!“

Damit ergriff er Annies Hand und drückte sie lebhaft. — —
 In diesem Augenblick tönte das Glockenspiel an der Hausthür von neuem, und der alte Lamprecht meldete mit einem tiefen, feierlichen Diener: „Herr Professor Delmont.“

Aus Annies Antlitz war die Farbe gewichen, — sie konnte kein Wort hervorbringen, sie neigte nur mechanisch den Kopf zum Zeichen der Einwilligung. Ebenso mechanisch erhob sie sich und umklammerte mit beiden Händen die Lehne ihres Stuhles.

Thekla sah gespannt nach der Thür. „Hab' kein vorgefaßtes Urtheil!“ warnte sie sich innerlich, „denk' nicht an Annies Prophezeiung: Dir wird er nicht gefallen! Dieser Conventius freilich war dir auf den ersten Blick angenehm, er hat eines von den glücklichen Gesichtern, die sofort Vertrauen und Wohlwollen einflößen, — darum aber ist noch nicht gesagt, daß dir kein anderer Mann als zukünftiger —“

Hier trat Delmonts hohe Gestalt ein. Er blieb mit einer knappen Verbeugung in der Nähe der Thür stehen und überflog mit einem raschen Blick die kleine Gruppe neben dem Fenster. Annie sah so schuldbehaftet und gedrückt aus, als habe sie den Besuch des Geistlichen verschuldet; dieser wechselte einen schnellen Blick mit dem soeben Eintretenden, verneigte sich sehr zuvorkommend und setzte sich dann wieder mit der Miene eines Mannes, der entschlossen ist, seinen Posten zu behaupten. — Auch Delmont war verbindlich und ruhig; er wendete sich fast ausschließlich an Thekla, und diese konnte nicht umhin, sich selbst zuzugeben, daß Annie wohl zu begreifen war. Welch' eigenartig anziehende Kraft wohnte doch in diesen Augen mit ihrem tiefen, zwingenden Blick, — wie merkwürdig wirkte der Gegensatz der von eiserner Kraft redenden Stirn zu dem weichgeformten Munde unter dem dunkelbraunen Lippenbart. — — und über dem allem der nie, auch beim Lächeln nicht, weichende Zug von Melancholie zwischen den dichten, dunkeln Brauen, der in das ganze Antlitz gleichsam ein unlösbares Räthsel hineinzeichnete! Und noch etwas kam hinzu, was Thekla, fast gegen ihren Willen, rührte: die unverkennbare Bekommenheit, mit der dieser Mann, der wie das verkörperte Selbstbewußtsein aussah, immer wieder heimlich Annie Gerold musterte, wie sie mit Conventius sprach. Freilich, dieser war kein zu unterschätzender Nebenbuhler in der Gunst eines jungen Mädchens, — aber er, Delmont, hatte er denn nicht gestern schon Annies sicher sein können, hatten ihm nicht ihre Augen, ihre Stimme, das Beden ihrer Hand verrathen, wie es um sie stand? — Thekla sah, wie es in seinen Mienen zuckte, während er ganz selbstbeherricht und höflich mit ihr sprach, sie sah seine Hand sich wiederholt öffnen und schließen wie in verzehrender Ungeduld, und es überkam sie etwas wie Sorge um das Schicksal ihres Lieblings an der Seite eines so leidenschaftlichen Mannes. Indessen war sie bemüht, dem Gespräch eine allgemeine Wendung zu geben und Annie aus ihrer Zwangslage neben Conventius zu erlösen.

„Herr von Conventius beklagte sich soeben, aus Mangel an Zeit Ihr Bild, Herr Professor, noch nicht gesehen zu haben!“

„Ich weiß nicht, ob ich ihn gleichfalls beklagen soll,“ sagte Delmont mit einem leichten Lächeln, „denn mein Werk ist nicht mehr mein Werk, wenigstens nicht mehr für mich, seitdem es da zwischen Hunderten von Bildern aufgehängt ist. Als ich es in meinem Atelier hatte, war es noch ein Stück von meiner Seele, — jetzt ist's losgelöst von mir und gehört allen!“

„Geht es nicht auch Ihnen so, Herr von Conventius, wenn Sie das, was Sie in der Stille Ihres Studierzimmers ausgenommen, öffentlich zu Hunderten zu sagen haben?“ fragte Annie lebhaft.

„Aehnlich — und doch wieder nicht!“ erwiderte er gedankenvoll. „Das gesprochene Wort ist nicht wie das fertiggestellte Bild, — es wirkt zündend, sich selbst ergänzend, während es geredet wird, — es erstarkt an seiner eigenen Wirkung, an der Fühlung die es mit denen gewinnt, die gekommen sind, es zu hören. Gedanken, Bilder, Gleichnisse strömen zu, an die ich in der Stille meines Studierzimmers nicht gedacht hatte, — im wahrsten Sinn wird mir das Wort lebendig, und ich habe keinen andern Wunsch als den, es möge allen gehören so wie mir!“

Delmont neigte zustimmend sein Haupt.
 „So empfanden Sie und Ihre Gemeinde mit Ihnen, als Sie zum ersten Mal in der Kirche zu Sankt Lukas sprachen!“

Es war ein Lob für den Geistlichen und sollte ein solches sein; aber während Delmont sprach, suchte sein Blick den Annies, in Erinnerung an jene unvergeßliche Stunde in der Kirche, — und Annies schöne, beredte Augen hoben sich zu ihm empor, zuerst ein wenig schüchtern, — fragend, — dann sonnenhell und glücklich leuchtend in völligem Selbstvergessen. —

„Lassen Sie Photographien anfertigen von Ihrem Gemälde?“ fragte sie, schon wieder ganz bei ihm und seiner Kunst.

„Nein,“ entgegnete er kurz, „ich thue das niemals, es ist mir zuwider. — Warum fragten Sie?“ setzte er nach einer Pause hinzu, da ein Schatten auf ihrem Gesicht erschien.

„Ich — ach — nur weil ich an Thea dachte, die nie ausgehen kann, also auch niemals Ihr Bild sehen würde —“

„Sie hätten es mir gleich sagen sollen, daß Sie sich das wünschen. Dann natürlich wird es geschehen, — ich werde morgen Auftrag geben!“

„Ich danke, — ach, ich danke Ihnen!“

Sie reichte ihm die Hand, und er nahm sie und legte seine andre darüber wie in Angst, man könnte ihm seinen Schatz entreißen. Jetzt waren diese zwei für sich, und Thekla Gerold war auf Conventius angewiesen!

Es sollte aber nicht lange währen! Draußen läutete das Glockenspiel zum dritten Mal, und Lamprecht kam und meldete: „Herr Rittmeister Thor von Hammerstein!“

Der Eintritt dieser Persönlichkeit wirkte auf Conventius befreiend, auf Delmont und Annie niederschmetternd und auf Thekla humoristisch. Wenn der Geistliche schon daran gedacht hatte, zu gehen, so konnte er jetzt immerhin bleiben, es kam gar nicht drauf an, — und er blieb.

Der Manenrittmeister war keineswegs entzückt, den „Farbenreiber“ und den schönen „Mann Gottes“ hier vorzufinden. Aber im festen Bewußtsein seiner eigenen bevorzugten Stellung, gegen welche ja die der beiden andern überhaupt gar nicht in Betracht kam, und außerdem fest entschlossen, „ordentlich ins Zeug zu geben,“ rückte er mit dem ganzen schweren Geschütz seiner militärischen Galanterie an und betrug sich gegen Annie mit so unzweideutiger Absichtlichkeit, daß das junge Mädchen verlegen wurde. Sie hatte bisher noch gar nichts von seiner bewundernden Vorliebe für ihre Person wahrgenommen; was fiel ihm denn nun mit einem Male ein?

Kein Mensch auf der weiten Welt hatte den Rittmeister im Verdacht, daß er geistreich sei, — er hielt sich selber auch nicht dafür, und es bemerzte ihn durchaus nicht, — was sollte ihm der Geist? Ganz überflüssige Ware für einen Menschen seines Schlages! So konnte er denn auch heute nichts Geistreiches hervorbringen, und zum ersten Male in seinem Leben fühlte er eine Art von Bedauern darüber, da die „absurde Erziehung dieser gelehrten alten Schraube“ dem entzückenden jungen Mädchen, um das er sich bemühte, für dergleichen „Zeug“ Geschmack beigebracht hatte. Und entzückt war Annie Gerold wirklich, — welch' ein Wuchs! Hoch, schlank, schmiegsam, jede Linie anmuthig gezeichnet! Und diese satten goldenen Locken über dem nufbraunen üppigen Haar, — diese wundervollen Augen und der süße, frische Kindermund: Wetter noch eins! Welch' eine Acquisition fürs Regiment! Man würde Staat mit ihr machen, und der alte Papa Thor von Hammerstein, ein etwas verdrießlicher General zur Disposition in Coblenz, würde Augen machen, wenn er diese Schwiegertochter sähe, und es seinem Sohn ohne weiteres verzeihen, daß er eine Bürgerliche heimführte.

So richtete denn der Rittmeister unermüdet Fragen an Annie



Photographie von Franz Hausstaengl; Kunstverlag A.-G. in München.

Mutterglück.

Nach einem Gemälde von E. Klimsch.

wie: „Diesen Winter viel getanzt, meine Gnädigste? — Casinobälle hier hübsch arrangiert? — Viele Schlittenpartien unternommen? — Kletterraden von den Dragonen verkehrten wohl häufig bei Ihnen im Hause? — Schneidige Waffe, meine Gnädige, nicht wahr?“

Und Annie antwortete immer kürzer, immer knapper, oft nur durch ein Nicken oder Kopfschütteln, und horchte immer eifriger auf das Gespräch Thellas mit den zwei andern Herren, . . . ihr war dieser langweilige Rittmeister zugefallen, natürlich! Sie fand ihn geradezu unanstößlich mit seinen hervorquellenden Augen, seinem rothen Gesicht und der heisern Bassstimme, — merkte es denn der eingebildete Gesell gar nicht, wie erbarmungslos sie ihn abfallen ließ? —

Immer schräger blickten die Sonnenstrahlen zum Fenster herein, — der Frühlingstag ging zur Reize, — wie hatte sie ihn herbeigewünscht, — was hatte er ihr gebracht! Auch Conventinus schien ihr heute seltsam, sein beredeter Blick, sein feurriger Handkuss beunruhigte sie; wer weiß . . . am Ende könnte Delmont gar denken, — nein unmöglich! Und doch, — er war mißtrauisch und reizbar, das wußte sie nun schon von ihm!

Das Gespräch, mühsam aufrecht erhalten, stockte endlich ganz. Die drei Männer sahen einander an, — sie wußten es ja genau,

was jeder von ihnen hier wollte. Ging jetzt der eine, so ließ er den andern den Weg frei, — gingen gar zwei, behielt der dritte den Vortheil allein in der Hand, . . . das durfte nicht sein. Sie blieben also. Thella Gerold fühlte eine lähmende Müdigkeit über sich kommen, es kostete sie Ueberwindung, den Mund aufzuthun. Annie kämpfte immer schwächer gegen die bittere Enttäuschung an, die ihr zärtliches Herz überfluthete. Die Sonne war fort, graue Schatten lagerten in den Ecken.

Wie es Thella in den Sinn gekommen war, Professor Delmont zu fragen, ob er Musik treibe und ob er vielleicht einmal ihren Konzertflügel, den Annie leider so selten benutze, probieren wolle, das hätte sie selbst später nicht zu sagen gewußt. Es war ein merkwürdiges Ansehen bei einem ersten Besuche. Annie hatte Furcht, Delmont könnte die Frage schroff verneinen, und sah etwas ängstlich zu ihm hinüber, aber er verneigte sich zustimmend vor der älteren Schwester, lächelte der jüngeren zu und schritt zum Flügel.

„Es ist empörend, nun ist dieser Farbenreißer auch noch musikalisch, und sie scheint das zu lieben,“ grölste der Rittmeister innerlich, „der Mensch hat entschieden die meisten Chancen von uns dreien, aber noch ist nichts verloren. Nur nicht locker lassen!“

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Rückert.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Wieder zahlt unser deutsches Volk eine Ehrenschild an einen seiner hervorragendsten Dichter: das Rückertdenkmal in Schweinfurt ist ein Zeugniß solcher Dankbarkeit für geistige Schätze, welche aus der Fülle seines Denkens, Empfindens und Schaffens heraus ein hochbegabter Meister poetischer Form seiner Nation gespendet hat.

Friedrich Rückerts Leben und Wirken ist in eingehenden Biographien, in geistvollen Würdigungen von berufener Feder oft genug dargestellt worden; auch die „Gartenlaube“ hat den gedankenreichen Dichter nicht nur pietätvoll auf seinen letzten Lebenswegen begleitet; sie hat sein Bild unserem Volke näher gerückt, die Freunde an allem, was er geschaffen, zu beleben gesucht durch verständnißvolle Erläuterung. Der Sohn des phantasiereichen Frankenlandes, der im gemüthswarmen Thüringen eine zweite Heimath gefunden, stand ja von Hause aus der „Gartenlaube“ nahe, die in jenen mitteldeutschen Bezugsgegenden die ersten, starken Wurzeln ihrer Kraft fand.

Nicht oft Gesagtes zu wiederholen ist der Zweck dieser Zeilen; doch am Ehrentage des Dichters wollen wir noch einmal einen Blick auf sein Gesamtbild werfen und festzustellen suchen, worin seine bleibende Bedeutung besteht. In unserer Literaturgeschichte erhebt sich sein Denkmal dauernder als Erz, und alle seine Werke ohne Ausnahme sind sinnvolle Reliefs, die es schmücken; der Geschichtschreiber und Literaturforscher wird ihnen allen ohne Ausnahme gleichmäßig gerecht werden müssen; anders sieht es mit dem Volke, dem großen Lesepublikum. So groß ist die Zahl der werthvollen geistigen Erzeugnisse, daß die Zeit selbst bei den größten Dichtern einen Scheidungsprozeß zwischen dem Bleibenden und Vergänglichem vollziehen muß; denn nicht unerschöpflich ist die Genießbarkeit der sich ablösenden Geschlechter, und von dem einen zum andern mindert sich das Erbe, nicht des Dichterruhms, der ein bleibender ist, sondern jener geistigen Hinterlassenschaft, die man selbst „erwirbt“, um sie zu „besitzen“.

Friedrich Rückert war ein überaus fruchtbarer Dichter; es giebt zwar feindsich gesinnte Beurtheiler, welche über seine sämtlichen Werke den Konkurs eröffnen möchten, indem sie seine ganze Dichtweise verdammen; doch diese sind vielleicht gerade durch seine Fruchtbarkeit, durch die Fülle des von ihm Gebotenen verwirrt gemacht worden und haben bei blindem Zugreifen in dieselbe nicht das Rechte herausgefunden. Allerdings werden diejenigen, welche so einseitig sind, von dem Dichter nur die Weiße der Empfindung und die Gabe der Gestaltung zu verlangen, Rückert leicht neben andern Dichtern von geringerer Bedeutung herabsetzen; sie vergessen dabei, daß der Dichter auch einen priesterlichen Beruf hat und ein Lehrer der Menschheit sein soll, und daß er dies in um so höherem Maße ist, je mehr es ihm gelingt, für solche Lehren das unergreifliche treffende Wort zu finden, das sich dem Gedächtniß des Volkes einprägt und dort tiefe Wurzeln schlägt.

Wahrheit im unvergänglichen Gewande des dichterisch Schönen . . . Rückert hat sie verkündet, und er steht in dieser Hinsicht dicht neben dem Altmeister Goethe, der ja auch mit voller Hand leuchtende Gedankenperlen austreute.

Einen solchen Schatz von Spruchwahrheiten in schlaghafter Fassung und von tiefem Sinn, wie Rückert in der „Weisheit des Brahmanen“ uns hinterließ, hat keine andere Nation aufzuweisen. In dieser Fülle liegt etwas Märchenhaftes, als besäße der Poet die Zauberlampe Aladins, lehrte aus der Wundergrotte zurück und schüttete ganze Säcke mit Perlen und Juwelen vor uns aus, denn es ist in der That ein unermeßlicher geistiger Reichthum, der ihm zur Verfügung steht. Und dabei nichts von wohlfeiler Alltäglichkeit, alles aus dem Ganzen und Vollen gestaltet, aus der Tiefe stammend, in die Höhe strebend, nicht geistreich im gewöhnlichen Sinn, obgleich auch mancher leuchtende Blick des Wises darüber hinstreift, sondern tiefinnig, indem der Poet seine Blick stets auf das All richtet. Ueber Gott und Welt, Tod und Leben finden sich hier kurzgefaßte, aber schwerwiegende Gedanken; reizende Naturbilder, denen irgend ein sinniger Gehalt abgewonnen ist, sind mit hereingewoben; über das Wesen der Dichtung finden sich eingehende Betrachtungen; ein ganzes Buch mit manchen schlagenden Ausrufungen der Schönheitslehre ist ihr geweiht. An reichhaltigsten vertreten sind die Sprüche der Lebensweisheit über das Gute und Schlechte, Arbeit und Recht, häusliches Glück, den Unterschied der Lebensalter, oft anknißpend an kleine Begegnisse des Lebens, aber auch die neuesten Richtungen der Zeit mit dem Lichte östlicher Weisheit beleuchtend.

Wenn irgend ein Werk Rückerts Anspruch auf Dauer hat, so ist es diese „Weisheit des Brahmanen“. Eine sechsbändige Spruchsammlung ist freilich kein Gegenstand zusammenhängender Lesens; nicht bloß die Phantasie, auch das sinnige Nachdenken würde zuletzt von diesem Sprühfeuer einzelner Gedankenfunten ermüdet werden; aber es ist eine Hauspostille, in die man vor Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr hineinblicken kann, und immer wird man mit hoher Genugthuung eine bedeutende Anregung daraus schöpfen.

Rückert ist der sprachgewaltige Vermittler zwischen der Poesie des Ostens und des Westens, und seine „Weisheit des Brahmanen“ ist als westöstliche Bibel dem geistigen Hauschatz unserer Nation anzueignen. Zunächst würden dann seine „Östlichen Rosen“ als eine Liebespoesie von feurriger Gluth und trunkener Andacht an diesem Gebiete stehen; diese Gedichte haben einen hinreißenden Schwung, und die Weltanschauung, die sie verherrlichen, die Feier des All-Einen, ist in abendländischer Dichtung nie mit so bezaubernder Weiße ausgesprochen worden.

Indem in Rückerts Werken alle asiatischen Musen, die chinesische, indische, arabische, persische der deutschen Besuch abtrotten, wird er zu einem Förderer der deutschen Sprache, der

auf sie einen Pfingstgeist herabbeschwor, daß sie in ungewohntesten Zungen reden lernte; aber als bleibender Schatz unserer Nationalliteratur sind diese zahlreichen Aneignungen, Nachdichtungen und Uebersetzungen nicht zu betrachten, weder die plauderhaften „Malamen“ des Hariri mit ihrer unerhöplichen Reimfülle, noch die ältesten arabischen Volkslieder des „Samäsa“, noch die „Morgensländischen Sagen und Geschichten“, noch die „Brahmanischen Erzählungen“. Sie sind erfreulich und lehrreich für alle, welche dem Schriftthum und der Gedankenwelt der östlichen Völker ihre Theilnahme zuwenden; aber diese Theilnahme ist doch auf eine kleinere halb- oder ganzwissenschaftliche Gemeinde beschränkt. Kaum wird

ein größeres Publikum sich hinreißen lassen von der in ihrer Art einzigen, geradezu meisterhaften Uebersetzung der indischen Gitavoginda, die nicht einmal in seine Werke aufgenommen ist, deren stürmischer Cymbelschlag und wie mit Phönixschwingen gerüsteter Dichterslug in den langathmigen, aber nie ermüdenden Verszeilen kaum seinesgleichen hat in unserer Dichtung. Doch zwei Erzählungen, eine dem indischen, die andere dem persischen Helden-gedicht entnommen, haben, die erstere durch die Anmuth, die zweite durch die heldenhafte Kraft des Stoffes und der Darstellung, bei uns eine Art von Bürgerrecht gewonnen: die Erzählungen „Ral und Damajanti“ und „Nostem und Suhrab“.

Wir sind dem Dichter in die Fremde gefolgt, um die Edelsteine, die er dort gefunden und künstlerisch eingefaßt hat, zu prüfen — suchen wir ihn jetzt in der Heimath auf; denn auch aus dem deutschen Leben heraus hat er gedichtet und auch hier Bleibendes geschaffen. Am volksthümlichsten ist sein „Liebesfrühling“ geworden, dessen Blumen auf deutschen Wiesen gepflückt sind. Alle diese Lieder haben zarte Innigkeit und anmuthenden Fluß, nichts von dem Schwerflüßigen, was bisweilen der Muse Rückerts eigen ist; es ist deutsche Volks- und Minnepoesie. Nicht bloß Zeichner haben dies Liebesalbum ausgestattet; auch Komponisten haben diese Lieder in Musik gesetzt, eine Ausnahme bei dem gedankenernsten Wesen des Dichters, an dessen oft spröde Formen die Tonkunst sich selten gewagt hat. Auch der „Liebesfrühling“ Rückerts gehört zum Hausschatz unseres Volkes. Was seine patriotischen Lieder aus der Zeit der Befreiungskriege betrifft, so werden die „Geharnischten Sonette“ durch die Eigenart, mit welcher hier die weiche italienische Strophenform behandelt und in den rauhen Kriegsdienst hineingezwungen ist, sowie durch den markigen Schwung, der sie auszeichnet, stets Interesse erwecken, während die häntelsängerartigen Spottverse auf die Napoleonischen Marschälle und andere volksthümliche Ergüsse aus jener Zeit jetzt kaum noch Widerhall finden dürften. Dauernden Werth aber hat sein Liebesidyll „Amaryllis“ mit seiner frischen Natur- und Landwüchsigkeit, das so recht im Gegensatz steht zu dem aufgeschwinkten Salontivolierthum der gereimten und ungereimten Artaden; sehr schöne, prächtige Sonette enthalten die „Avrilreisefblätter“. Und neben „Die Weisheit des Brahmanen“ treten seine „Haus- und

Jahreslieder“, ein dichterischer Hauskalender aus dem Museusit Neufes, voll beschaunlicher Lebensweisheit, die aber ganz im deutschen Boden wurzelt. Gern verweilt man mit dem Dichter in der Hainbuchenlaube seiner Freudenrohbürg und erfreut sich an der wechselnden Beleuchtung der Tages- und Jahreszeiten, die sich in diesen Gedichten widerpiegelt, oder folgt dem Familienvater an den häuslichen Herd, wo er patriarchalisch waltet, seine Kinder lehrt und ihnen wehrt.

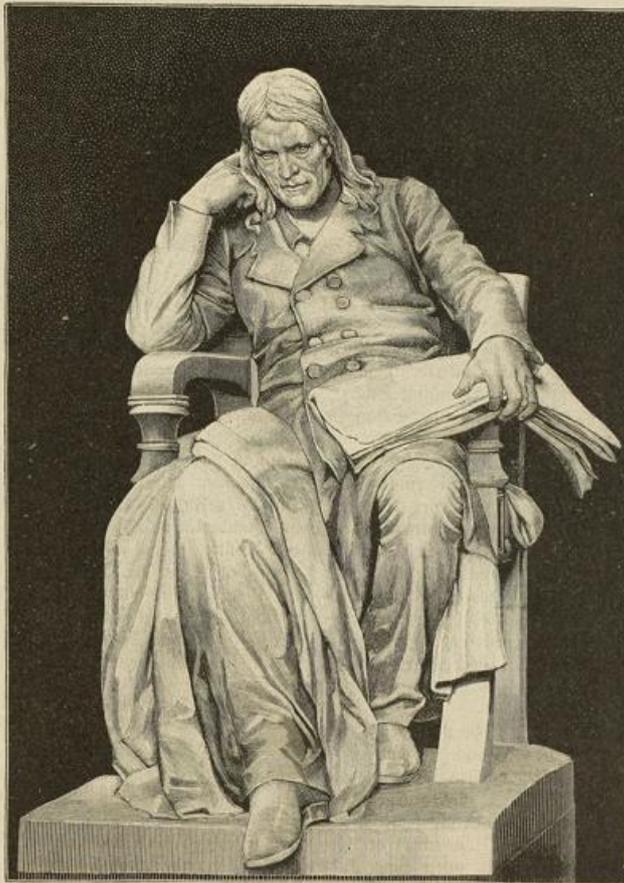
Auch diese Chronik ist so unerhöplich wie „Die Weisheit des Brahmanen“, aber nicht so tiefinnig; es läuft manche Reimspicerei, manches Alltägliche und Hausbadene mit unter; aber die Weisheitsfrüchte, die er gleichsam von den Obstbäumen seines Hausgartens schüttelt, haben doch etwas Wohl-schmeckendes, Saftiges, Aromatisches, und es finden sich unter diesen Kalendertagen solche, die roth angestrichen werden müssen als Festtage der Rückertschen Muse. Auch unter Rückerts einzelnen Gedichten sind glückliche Treffer, formgewandte und gedankenschwere Ergüsse, und es wechseln feurige Hymnen mit niedlich geschnittenen Rippfiguren, wie „Die Göttin im Puzzimmer“. Was er aus Italien heimbrachte, die kunstvollen italienischen Strophen, deren Verklüngerungen er mit meisterlicher Zwanglosigkeit beherrichte, zeugt von der Viel-seitigkeit seiner Bildung und seines Talentes; aber der markige Zug seiner Eigenart fehlt darin.

Wir Deutschen haben Dichter, die überreich sind und ihren Reichthum nicht zu Rathe zu halten verstehen. Das sangen schon Schiller und Goethe von einem andern Sohn des Franken- und Mainlandes, Jean Paul. Rückert ist ihm verwandt in nimmer verriegelter Geistes-fülle; mit den Gedanken dieser beiden Dichter allein ließ sich die umfangreichste Spruchsammlung füllen. Solche Genien sind echt deutscher Art, die Fierde und der Stolz unseres Volkes; ihr Gedanken-reichthum strömt aus dem innersten Herzen desselben heraus, und indem wir sie ehren und feiern, huldigen wir dem Genius unserer Nation.

Kein Dichter ist so weit umhergewandert bei fremden Völkern und keiner so echt deutsch geliebt wie Rückert; sein Herz schlug seinem Vaterlande. Nicht bloß die Freiheitskämpfe hat er besungen in seiner Jugend, nicht bloß dem kämpfenden Schleswig-Holstein noch in hohem Alter Blumen in den Lorbeer gestohten — er hat auch fest geglaubt an die Wiedergeburt Deutschlands, die mitzuerleben ihm nicht vergönnt war; voll fühner Begeisterung erklang sein prophetisches Dichterwort:

„Du Volk der Deutschen, Phönix sondergleichen,
Du bist mit Ruhm gealtert ein Jahrtausend,
Doch niemand soll mit Hohn sehn deine Leiden,
Vesteig' den Holzstoß, nicht vorm Tode grausend!
In Flammen soll dir Schwäch' und Alter weichen,
Und du hervorgehn, neu in Jugend brausend!“

Und auf dem Boden dieses zu neuer Jugend wieder-erstandenen Deutschen Reichs erhebt sich jetzt das Denkmal des Dichters, fernem Enkeln kündend die Verehrung unseres Volkes für einen Hohenpriester des Geistes!



Friedrich Rückert.

Nach dem Denkmal in Schweinfurt von W. Rümmer.

Die biologische Station am Plöner See.



Zu Plön in Ostholstein wird im Laufe des künftigen Jahres ein wissenschaftliches Institut ins Leben treten, welches die Aufgabe hat, die Thier- und Pflanzenwelt des Süßwassers zum Gegenstande eingehender Studien zu machen. Wer davon unterrichtet ist, mit

welch' interessanten Lebensformen uns die lehtjährigen Durchforschungen unserer heimatlichen Tümpel, Teiche und Seen bekannt gemacht haben, der wird mit Freuden die Nachricht von der Begründung einer Dauerstation zur näheren Untersuchung jener Organismen begrüßen. Die Umgebung der Stadt Plön ist in vorzüglicher Weise für diesen Zweck geeignet, insofern das Thal der Schwentine, in welchem es liegt, fast lediglich aus einer Aneinanderreihung von Wasserbeden besteht, von denen die kleinsten so groß sind wie unsere anschnlichstn mitteldeutschen Seen. Hier ist ein großes Feld für faunistische und biologische Forschungen, d. h. für Studien, welche die Feststellung der verschiedenen Thierformen des Süßwassers und die Ermittlung ihrer Lebensgewohnheiten betreffen.

Im Hinblick auf den Reichthum an Lebewesen, welchen das Meer in seinem Schoße birgt, waren viele von der Ansicht beherrscht, daß es sich wohl gar nicht erst verlohne, Zeit und Kraft an die Gewässer des Binnenlandes zu vergeuden. So wurde die Süßwasserthierwelt allmählich zum Nischenbrödel der zoologischen Wissen-

schaft, und wer sich wirklich damit abgab, lief beinahe Gefahr, von seinen Fachgenossen als ein Forscher zweiter Klasse betrachtet zu werden. Glücklicherweise aber giebt es immer Leute, die der Muth haben, allgemeinen Vorurtheilen zu trotzen, und so hat auch die Süßwasserfauna in den verfloffenen zwei Jahrzehnten ihre Freunde und Bearbeiter gefunden. Männer wie F. A. Forel, Asper und Imhof in der Schweiz, P. Pavesi in Italien, Freisch und Hellich in Oesterreich, O. Nordquist in Finnland, Jules Richard und Jules de Guerne in Frankreich (zahlreicher anderer nicht zu gedenken) haben mit bewundernswerther Unermüdblichkeit dem Studium der Süßwasserthierwelt obgelegen und Erfolge erzielt, deren wissenschaftliche Bedeutung von niemand mehr in Abrede gestellt werden kann. Wir sind durch diese Forschungen mit zahlreichen Arten von kleinen Krebssthiern (Entomostraceen) bekannt geworden, haben den Reichthum unserer Binnengewässer an schwimmenden und schlammbewohnenden Würmern, an Schnecken, Muscheln, Moosthiern und einzelligen Lebewesen (Protozoen und Protophyten) kennengelernt, sind in die hunte Gesellschaft der Wassermilben und Wasserinsekten eingebrungen, deren Gewimmel hauptsächlich die seichtere Uferzone belebt — kurz, wir haben einen umfassenden Ueberblick über die mannigfaltige Bewohnererschaft unserer heimatlichen Seebeden erlangt, die bisher nur Fische und „allerlei Gewürm“ (als Nahrung für erstere) zu enthalten schienen. Unsere vermehrte Kenntniß erstreckt sich aber nicht nur auf die einzelnen Gattungen und Arten der niederen und zum Theil mikroskopischen Wasserfauna, sondern auch auf die Weise, wie jede Species ihren besonderen Lebensverhältnissen angepaßt ist, wie sie sich ernährt und im Kampfe ums Dasein behauptet, was für Mittel ihr zur räumlichen Ausbreitung verliehen sind, und welcher Zusammenhang zwischen der Bevölkerung des Seegrundes und derjenigen der oberflächlichen Wasserschichten besteht. Aber mit Gewinnung dieser Einsicht sind wieder zahlreiche neue Fragen aufgetaucht, welche sich auf die Ursachen der Veränderlichkeit, die Wirkung der Isolirung, den muthmaßlichen Einfluß des „äußeren Mediums“ etc. beziehen, sodak es niemals an Arbeit für zahlreiche Forscher auf diesem Gebiete fehlen kann.

Außer dem rein wissenschaftlichen knüpft sich aber auch ein praktisches und gemeinnütziges Interesse an derartige wasserbiologische

Untersuchungen, weil wir dadurch genauer, als es bisher möglich war, die Lebensbedingungen der jungen Fischbrut, besonders aber deren natürliche Ernährung kennenlernen.

Hierüber sind wir noch keineswegs hinlänglich im Klaren; es herrschen vielmehr große Meinungsverschiedenheiten in dieser Beziehung unter den Fischern und Fischzüchtern. Dasselbe gilt von den muthmaßlichen Ursachen plötzlich auftretender Fischkrankheiten und von der sogenannten Krebspest. Mit der genaueren Erforschung solcher verheerenden Epidemien würde sich der dicht an einem See stationierte Wasserbiolog gleichfalls zu beschäftigen haben, denn er ist selbstredend am meisten in der Lage, die äußeren Veranlassungen für solche Schädigungen unserer Fisch- und Krebsbestände festzustellen. Ueberhaupt könnte eine gut geleitete biologische Süßwasserstation für die gesammte Wasserwirtschaft nach und nach

Kosten zusichern. Unsere Abbildung S. 732 veranschaulicht das Gebäude in seiner unmittelbaren Lage am Großen Plöner See, welchem die Rückseite des Hauses zugekehrt ist. Dasselbe enthält im Souterrain Raum zur Aufstellung von Aquarien, die mit fließendem Wasser gespeist werden; im Erdgeschoß mehrere Arbeitsräume (Mikroskopir- beziehungsweise Secirsaal, Bibliothek und Sammlung), während sich im Oberstod die Wohnung des Direktors befindet, des Begründers des Instituts selbst; unter seiner Leitung arbeiten mehrere Assistenten. Die dreiflügeligen großen Fenster im Erdgeschoß sind diejenigen des Mikroskopiraales. Mehrere Fahrzeuge stehen jeden Augenblick zur Benützung bereit, um die entfernteren Gegenden des mächtigen Seebeckens zu besuchen. Mit der Reapeler Station des Prof. A. Dohrn verglichen, ist das Plöner Institut freilich nur ein sehr bescheidenes Forscherheim.



Plön.

die nämliche Bedeutung gewinnen, welche die landwirtschaftlichen Versuchsanstalten schon gegenwärtig für den Landbau besitzen.

Der Gedanke, eine eigene, dem Studium der Süßwasserfauna dienende Beobachtungsstation ins Leben zu rufen, ist von dem Zoologen Dr. Otto Zacharias ausgegangen, der in den Jahren 1884 bis 1889 zahlreiche Seendurchforschungen in Nord- und Mitteldeutschland vorgenommen hat. Die reichen Ergebnisse dieser Streifzüge, welche auf Kosten der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften ausgeführt wurden, ließen es angezeigt erscheinen, der Thierwelt unserer heimathlichen Wasserbecken künftig eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, als dies bisher von sachmännischer Seite der Fall war.

Als Ort für die Verwirklichung seines Planes wählte Dr. Zacharias die Stadt Plön in Ostholstein, welche — wie schon erwähnt — eine besonders feenreiche Umgebung aufweist. Außer dem Großen See, welcher eine Wasserfläche von 50 Quadratkilometern (bei 30 bis 40 Metern Tiefe) besitzt, sind im Umkreise von Plön noch etwa 70 andere Seen vorhanden. Das Arbeitsfeld ist also groß genug.

Das Vorhaben fand in Joh. Rinder, dem Bürgermeister von Plön, einen thatkräftigen Förderer; derselbe kam den wissenschaftlichen Bestrebungen des schlesischen Forschers dadurch entgegen, daß er die Erbauung eines massiven Hauses auf städtische

Aber dasselbe erfüllt seinen Zweck vollständig: es soll lediglich das Standquartier für 4 bis 5 Naturforscher (Zoologen oder Botaniker) abgeben, welche hier jeden Vortheil zur Erlangung günstigen Untersuchungsmaterials wahrnehmen können.

Der Studienaufenthalt in der Plöner Station wird jedem gestattet sein, der dazu die wissenschaftliche Befähigung mitbringt. Insbesondere freilich sind die 5 Arbeitsplätze für Zoologen oder Botaniker bestimmt, die an Ort und Stelle mikroskopische, anatomische, entwicklungsgeschichtliche oder biologische Arbeiten ausführen wollen.

Die Station ist ihrem Charakter nach ein von der preussischen Staatsregierung unterstütztes Privatinstitut. Ein ansehnlicher Theil der jährlichen Betriebskosten, welche sich auf etwa 5000 Mark belaufen, mußte aber auf anderem Wege beschafft werden, und in dieser Beziehung verdient es große und öffentliche Anerkennung, daß sich eine stattliche Anzahl wohlhabender Privatleute, darunter mehrere Leipziger Buchhändler, bereit finden ließ, die Plöner Station mit beträchtlichen Geldmitteln in freigebigster Weise zu fördern. Andere Beiträge wurden aus Dresden, Gera, Wiesbaden, Kiel u. c. gespendet. Auch gegenwärtig dauern die Zuwendungen noch fort, und so wird es dem Dr. Zacharias ermöglicht, die Erforschung des ostholsteinischen Seengebietes mit allen technischen Hilfsmitteln, welcher der Naturforscher heutzutage bedarf, in Angriff zu nehmen.

Auf schwankem Boden.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

(3. Fortsetzung.)

Von W. Heimburg.

Nach einer kurzen Pause, welche durch einen Hustenanfall der Alten verursacht war, fuhr diese in ihrer Rede fort. „Es war nun schon Oktober,“ sagte sie, „als der Brief vom Herrn Oberpfarrer eintraf, und ich habe der Ernestine gesagt, sie solle Tannenzweige aus dem Walde holen zu Guirlanden und das Kind solle Sandtorte rühren, das ist dem Herrn Pfarrer sein Lieblingskuchen. „Ja, ja!“ hat's geheißt von allen Seiten; und gegen Abend ist das Kind in meine Stube gekommen, der Mond hat durchs Fenster geschaut und ich hab' sie ganz deutlich sehen können, ihr liebes weißes Gesichtel und die goldschimmernden Zöpfe und die großen Augen.“

„Komm her, mein Schäschen,“ hab' ich gebeten, „setz Dich zu mir!“ Gest, Du freust Dich auf die Eltern, sehr freust Du Dich?“

Sie hat sich auch hingelegt auf mein Bett, wieder mit dem Gesicht nach dem Fenster, aber gesagt hat sie kein Wort.

„Marthelind,“ nede ich sie, „Du bist so anders als sonst. — Hast etwa einen, dem Du gut bist? Gest, das wird sein, wenn hier mal Hochzeit gehalten wird in der alten Pfarre; 's wird auch kommen, wie der heutige Tag gekommen ist.“

Da hat sie scharf aufgelaht: „Mich wird auch einer wollen, das Schauspielerkind, dessen Vater im Zuchthaus gesessen hat!“

„Ei der Tausend,“ Martha, spult Dir das noch immer im Kopfe? Hat Dir der liebe Gott nicht die besten Eltern von der Welt gegeben?“

„Natürlich, Kathrin, 's ist bloß das, daß einer immer nur auf seine besondere Art glücklich werden kann.“

„Wirst schon auch noch glücklich werden, mein Aepfelfchen.“

„Das will ich auch, Kathrin!“ ruft sie laut, und in den Augen leuchtet's auf, das will ich auch!“

Dann hat sie die Arme um meinen Hals geschlungen und gesagt: „Gute Kathrin, beteß Du denn noch immer für mich abends wie früher, als ich noch klein war?“

„Ja, mein Käsechen, freilich, immer, jeden Abend.“

„Dann thue es auch fernehin, liebe Kathrin, bitte, bitte!“

Und dann hat sie mich noch einmal geküßt, und dabei ist mir ein heißer Tropfen auf dem Gesichte zurückgeblieben, und ehe ich mich noch besinnen kann, ist sie fort.“

Die alte Frau schluchzt jetzt ganz laut.

„Madame,“ stößt sie hervor, „wie ich's erfuhr von der Ernestine am andern Morgen, daß sie mit in die Welt gelaufen ist, ins Elend hinein, da haben mich Schreck und Schmerz und Angst so gepackt, daß ich noch am selbigen Abend in gänzlicher Bewußtlosigkeit gelegen habe; und das hat Wochen gedauert. Ich hab's nicht mit erlebt, was die Eltern sagten, als sie das leere Nest fanden, ich weiß nicht, wie groß der Aufruhr in der Stadt gewesen ist, und ob der Herr Pfarrer Schritte gethan hat, um sie zurückzuringeln — nichts weiß ich, gar nichts! Als ich wieder klar denken konnte, da lag Schnee auf den Dächern und die Winter Sonne schien durch die Eisblumen an meinen Fenstern; und drinten im Wohnzimmer, da saß die Frau und sah auf die Straße hinaus, ganz still und ruhig, und ihr Haar war so weiß wie der Schnee da draußen. — Kein Wort des Vorwurfs habe ich gehört, und als ich erzählen wollte, da hat der Herr Pfarrer nur die Hand gehoben und Schweigen gewinkt.“ —

Eine lange Pause entstand; ich erhob mich und trat zum Fenster, um es zu schließen, denn die Nachtluft wehte kühl herein. Dann blieb ich stehen. Ja, so ungefähr hatte ich es mir gedacht. Das ererbte Blut, die Lust an diesem bald heiteren, bald so furchtbar ernsten Vagabondenleben hatte seine Rechte geltend gemacht. War denn das so wunderbar? Es geht ein Zauber von dem Wort „Theater“ aus, eine Poesie, die jedes junge Herz einmal berauscht, und nun gar ein Schauspielerkind! Die Kunst! die Kunst, und wären die Bretter noch so erbärmlich, wäre der Tempel auch in einer alten Scheune aufgeschlagen, die Kunst hält auch über dieses Elend ihre Hände und macht es zu etwas Zaubervollem. Ich selber hatte ja als Baddisch einmal Schauspielerin werden wollen, obgleich ich die Jünger und Jüngerinnen Thaliens nur ein einziges Mal in der Schenke meines heimatlichen Dorfes gesehen hatte, wo sie „Minna von Barnhelm“ auf-

führten. Der Abend steht mir noch heute als einer der stimmungs vollsten meines ganzen Lebens in Erinnerung. — Arme kleine Martha, mußtest Du wirklich, wie oll Kathrin sagt? Arme Elisabeth, die einsam blieb auf ihre alten Tage, deren Liebesmüh so verloren war!

Ich senkte den Kopf gegen die kühle Fensterheibe und biß auf mein Taschentuch, um nicht laut zu schluchzen.

Da räuspert es sich hinter mir. „Madame,“ sagt oll Kathrin, „nun möcht' ich nur noch fragen, wollen Sie dem Kind denn nicht ein paar gute Worte gönnen? Sie hat's gehört, daß Sie hier sind, und meint, Sie könnten ihr helfen — sie hat nicht nachgelassen, bis ich —“

„Wie?“ frage ich athemlos, „Martha ist hier?“

„Ja, mit den Schauspielern; draben in der Manfarde, Madame. Deshalb kam ich ja zu Ihnen!“

Ich siehe sprachlos da, während die Alte schüchtern fortfährt: „Das arme Ding meint, der Herr Direktor würde auf Ihre Fürbitte erlauben, daß sie hier nicht aufzutreten braucht —“

„Hier soll sie spielen? Mit dieser Truppe ist sie hier?“

„Ja, Madame.“

Ich fange an, im Zimmer auf- und abzugehen.

„Um Gotteswillen, das darf Elisabeth nicht erleben! — So rufen Sie sie,“ sage ich; „wie nennt sie sich jetzt?“

„Wie ihre Mutter hieß — Tosca von Korinska. Ach, sehen Sie, Madame —“

„Schon gut, Kathrin; holen Sie Fräulein Tosca von Korinska!“

Die alte Frau geht. Sie mag wohl mein aufgeregtes Wesen für Stolz halten, während es einfach Verlegenheit ist — wie soll ich die behandeln, die mir jetzt gegenüber treten will? Ich habe sie einst in den Armen gehalten, sie geherzt und geküßt, sie meinen Liebling, mein süßes Kind genannt; wie nun, nachdem sie Verrath an der Frau geübt, die mir so theuer ist wie eine Schwester? — Ich schelle und lasse noch eine Lampe bringen, denn ich will sie genau sehen, und gehe dann wieder im Zimmer auf und ab; es dauert eine Ewigkeit, bis sie kommt.

Endlich klopf es, und auf mein „Herein!“ öffnet sich langsam die Thür und eine Erscheinung tritt über die Schwelle, die ich kenne, die ich gesehen habe vor Jahren dort unter der Linde inmitten der singenden Studenten — nur schöner noch und jugendlicher ist die, die ich heute schaue! Wir stehen uns stumm gegenüber. Sie hat den Blick zu Boden geschlagen und sieht sehr bleich aus. Sie trägt ein gelblich weißes Kaschmirkleid — offenbar hat sie erst Toilette gemacht — wie sie es wohl in modernen Lustspielen auf der Bühne bemußt. Es hat billige geringe Spitzen an Hals und Ärmeln und sieht aus, als wäre es vor ein paar Minuten aus der Kleiderkiste hervorgezerrt worden, so zerdrückt ist es. Die goldigen Haare aber liegen noch mit dem nächtlichen einfachen Scheitel um den schön geformten Kopf, und die zwei prächtigen Zöpfe hängen noch ebenso über den Rücken herunter wie damals, als ich die „Lütte Martha“ am Meeresstrand sah und meine Freude an ihr hatte. In einem sonderbaren Gegensatz stand diese kindlich einfache Haartracht zu dem modernen billigen Kleidertand.

Das ist Martha Steinkopf!

Ich weiß nicht recht, was ich aus ihr machen soll. Halb Theaterdämchen, halb vornehme Erscheinung — halb Weib, halb Kind. Wie alt ist sie denn eigentlich? Richtig, zwanzig Jahre: das Köpfschen aber wie das einer Sechzehnjährigen! Mir wird ganz wunderbar vor diesem Räthsel.

„Tante Anna,“ Klingt es endlich zu mir herüber.

Ich kann nicht antworten. Wie es still bleibt, schlägt sie die Augen auf, in denen Thränen funkeln; ein stehender zärtlicher Ausdruck liegt auf ihrem Antlitz.

„Martha,“ sage ich, mit Gewalt die Nührung bekämpfend, die mich bei diesem Blicke überkommt, „ich hatte mir unser Wiedersehen anders gedacht —“

„Ach, Tante Anna — wenn Du wüßtest —“

„Setz Dich und sage mir, was Du von mir willst!“

„Tante Anna,“ beginnt sie hastig, „ich kann hier nicht spielen, ich glaube, ich würde wahnsinnig darüber; ich extrage den

Gedanken nicht, daß die Borndorfer in Strömen kommen, um Pfarrers Martha auf den Brettern zu sehen. Ich kann nicht spielen in der Erinnerung an den Vater und die Mutter, an die unschuldige selige Kinderzeit — ich — kann nicht!

Sie hat die Hände vor das Gesicht geschlagen und weint. „Tante Anna, um der Mutter willen geh' zum Direktor — Du bist ja reich — kauf' ihm mein Spiel ab — ich kann nicht!“

„Du bist ja nicht mehr Pfarrers Martha, armes Kind —!“

„Ja,“ ruft sie, „hier bin ich es, in der Erinnerung! Ach, Tante, jeder Stein hier kennt mich, jeder Baum im Walde und jedes Fenster in den Häusern schaut mir vorwurfsvoll ins Auge, ach — und die Menschen! Und, Tante, wenn der Vater das liest, was morgen auf dem Zettel steht! — Tante, sie dürfen nicht ausgetragen werden!“

„Was steht denn darauf?“

Sie reicht mir mit zitternder Hand ein Theaterprogramm: Faust — Margarethe . . . — wiederum drei Punkte, und ich lese:

„Die talentvolle junge Tragödin dürfte dem hochverehrten Publikum unserer kunstliebenden Stadt nicht unbekannt sein. Sie hat noch vor anderthalb Jahren in diesen Mauern geweiht als gehegtes und geliebtes Pflegekind eines unserer ersten Mitbürger. Die Liebe zur Kunst, die ihr angeboren — sie ist die Tochter jener unvergleichlich schönen jungen Schauspielerin, die vor Jahren hieselbst durch die Hand ihres eifersüchtigen Gatten einen raschen Tod fand — trieb sie aus dem friedlichen, aber eng begrenzten Kreis. Wie fast jedes bedeutende Talent mußte auch sie Fesseln brechen, ehe sie zur Freiheit gelangte, aber herrlich hat es sich gelohnt u. c.“

Es war noch eine lange Titanei.

„Wo ist der Direktor?“ frage ich.

„Ich will Dich hinführen, Tante Anna — ach, ich danke Dir!“

Ich muß eine schlecht beleuchtete Treppe hinaufsteigen, die mir nur zu genau bekannt ist. Auf den Stufen begegnen uns zwei Herren. Ein kleiner, jovial aussehender, beleibter Mensch ruft, ohne sich durch mich beirren zu lassen: „Ah, die Pfarrers-tochter in Weiß! Wohin denn, mein Täubchen? Wieder zum Alten? Laß Dich nicht bliden bei ihm, er ist rajend wüthend auf Dich!“

Der andere, ein schlanker, hochgewachsener junger Mann, dessen Gesicht, soweit ich's beurtheilen kann bei dem Dämmerlicht, einen idealen Typus zeigt, ungefähr wie Byrons Porträt aus seiner Jugendzeit, ist, den Hut in der Hand, zurückgetreten und läßt uns vorüber.

„Sei nicht so thöricht, Martha,“ murmelt er, und seine Augen bliden sie zürnend an.

„Ist er oben?“ fragt sie anstatt der Antwort.

Er nickt kurz und fixirt mich mit einem kühlen, fast feindseligen Blick.

„Wer sind die beiden, Martha?“

„Der Kleine — unser Komiker.“

„Und der andere, Martha?“

„Der erste Liebhaber,“ stottert sie.

„Und die duzen Dich?“

Sie wird glühend roth. „Wir duzen uns alle unter einander,“ sagt sie, „das ist so Sitte.“

Im nächsten Augenblick sehe ich vor dem Gesträngen in der kleinen Manjardenstube; sie ist draußen geblieben.

„Meine Gnädigste,“ erwidert er auf meine Bitte, „Sie wollen doch nicht verlangen, daß — aber Gnädigste können ja unsere Verhältnisse nicht beurtheilen! Stellen Sie sich vor, es regnet morgen, dazu spielt Fräulein Martha Steinkopf, die durch verschiedene Vorkommnisse in hiesiger Stadt ein riesiges Interesse erregt, erregen muß; was ist die Folge? Ein ausverkauftes Haus —! Meine Gnädigste, gerade so gut könnten Sie zu einem Landwirth sagen, er solle aus irgend einem unvernünftigen Grunde sein Heu nicht einfahren lassen, obgleich die Sonne scheint.“

„Ich biete Ihnen Ersatz, Herr Direktor.“

Er sieht mich lächelnd an mit den halbverschleierten grauen Augen. Er steht da wie eine sehr schlechte Nachahmung von Friedrich Haage in irgend einer Lustspielrolle, die linke Hand unter der Weste verborgen, die andere auf den Tisch gestützt. „Ich bin außer stande, den Schaden auch nur annähernd zu berechnen, der

mir erwachsen könnte, gnädige Frau; auch hätte ich mit dem besten Willen keinen Ersatz für eine derartige Rolle. Gnädigste sollten uns die Ehre schenken und sich das Spiel der Kleinen ansehen.“

„Danke sehr! Wenn Fräulein Tosca nun aber krank wird, wie dann, Herr Direktor?“

„Ah, meine Dame, das sind abgebrauchte Wige. Sie kann sechs Wochen hindurch nicht jeden Abend einen Krampfanfall vorgeben; einmal muß sie hier zuerst an die Lampen, und — je eher, je besser. Außerdem war ich bereits beim Kreisphysikus und sagte ihm für einen derartigen Fall Bescheid. Lassen Sie sie nur getrost hier spielen; später, wenn durchaus Ihr Herz nach Fräulein Tosca von Korinska verlangt, will ich sie Ihnen ohne Entschädigung überlassen.“

Er lacht und zieht die Uhr und legt einige Broschüren von einem Platz des Tisches auf den andern.

„Was soll das heißen?“ frage ich.

Er zuckt die Schultern. „Daß im Leben nichts aus ihr wird,“ sagt er geringschäßig, „kein Funke von Talent, kein Feuer, nicht eine Ahnung davon, wie sie sich zur Geltung zu bringen hat.“

„Sie wäre ganz unfähig?“ frage ich athemlos.

„Ganz,“ erwidert er. „Es ist ja auch nicht anders möglich; das ursprüngliche Talent ist ersickt in den frommen Tabakswolken der pfarrherrlichen Studierstube. — Nichts Halbes — nichts Ganzes — gar nichts! Konfirmandenmanieren statt naiver Frische, und bei tragischen Scenen ein Bestundengesicht; ganz unmöglich für die Bühne, rein unmöglich! Die Mutter, der sie so ähnlich sieht, ja, da war Masse drin! O, das wäre ein Stern ersten Ranges geworden!“

„Aber, Herr Direktor, wenn dem so ist —“

„Hier muß sie spielen, Madame, ihr Vertrag läuft bis Johanni, und hier fällt ihr Name das Haus derartig, als wäre sie irgend eine große Berühmtheit.“

„Wenn Sie, Herr Direktor, auf meinen Wunsch eingehen und den Vertrag sofort lösen, zahle ich Ihnen dreitausend Mark,“ sage ich kühl. „Sie können mir Ihre Entscheidung bis heute abend zukommen lassen. Leben Sie wohl!“

Es kommt mir vor, als sei die ehrfurchtsvolle Verbeugung des Mannes kein übles Zeichen. Er geleitet mich bis zur Thür und sagt: „Hab' die Ehre, Frau Baronin — aber — ich würde ja sehr gern gefällig sein —“

„Leben Sie wohl, Herr Direktor!“

Sie sitzt draußen noch auf der Treppe, auf dem nämlichen Platz, wo ich das erste Mal ein kleines süßes Kind gesehen habe.

„Komm mit in mein Zimmer!“ bitte ich. Dort unten spreche ich:

„Ich hoffe, er bestimmt sich, Martha; laß den Kopf nicht hängen! Ueberdies, man kann Dich doch unmöglich an den Haaren auf die Bühne ziehen. Wie gesagt, ich denke, er giebt Dich frei, und Du fährst dann morgen früh mit mir fort. Und hör', mein Deetz, im Gedenken daran, daß Du meiner Elisabeth theuer warst, werde ich Dich zu mir nehmen, natürlich in der Voraussetzung, daß Du — der Direktor sagt mir, Dein Vertrag läuft bis zu Johanni —“

Ich breche auf einmal ab. Des Mädchens Hände sind niedergefunken, funkelnd treffen mich die schwarzen Augen.

„Ich will nicht,“ sagt sie barsch, „denn ich liebe meine Kunst, ich liebe sie über alles! Bei dieser Truppe wäre ich so wie so nicht geblieben, ich gehe an das fürstliche Theater zu D. Se. Durchlaucht selbst hat mir das Versprechen gegeben, daß ich angestellt würde.“

„Kind!“ schreie ich entsetzt, „weißt Du denn nicht, was es heißt, bei diesem Fürsten in Gunst zu stehen?“

„Nein,“ erwidert sie, „Durchlaucht ist hinter die Coullissen gekommen, hat mich gelobt und mir versprochen, daß —“

„So sehr gefiel ihm Dein Spiel?“ frage ich ironisch.

„Ja!“ sagt sie stolz, „und ich weiß, ich habe gut gespielt an jenem Abend. Nein, Tante,“ fährt sie fort und tritt mit gefalteten Händen vor mich hin, „denke nicht, daß ich meinen Beruf verachte — ich schwärme für ihn, ich möchte ihm nicht entsagen um allen Lurus der Welt, den ich bei Dir haben würde, um alle Güte nicht, mit der Du mich dulden würdest, ich bin mit Leib und Seele Künstlerin. Nur hier, hier kann ich nicht spielen; ich weiß es, ich würde wie gelähmt sein. Ach, Tante, erbarme Dich, was soll ich beginnen, ich kann das den Eltern nicht ant thun.“



An den Ahrenstintenschlippen im Garj.
Zeichnung von Hrn. Ardenne.

„Und konntest ihnen doch weit Schlimmeres anthun!“ mahnte ich streng. „Weißt Du, daß Deine Pflegemutter in Melancholie verfallen ist, und daß Dein Vater, der Dich wie ein eigenes Kind an sein Herz genommen hatte, ein gebrochener Mann geworden ist?“

„Ach, Tante, ich will mein Leben hingeben, um es wieder gutzumachen, aber nicht meine Kunst!“

„Ich zude die Achseln; was soll ich sagen?“

„Du bist böse auf mich, Tante,“ stammelt sie, „Du glaubst nicht an meinen Beruf!“ Und mit thränenersäffter Stimme fährt sie fort: „Ich habe ja auch Stunden, in denen ich vor Sehnsucht nach den Eltern sterben möchte, nach dem alten trauten Hause. Wie oft bin ich im Traum darin! — Tante, verdamme mich nicht ganz; sage es den Eltern, ich sei gut geblieben, ich wolle lernen und streben. Und wenn ich zu der Stufe gestiegen bin, die ich mir vorgestekt habe, dann will ich kommen und Euch alle um Verzeihung bitten. Tante, es kann doch jeder Stand ehrenwerth sein!“

Sie ist mir etwas näher gekommen und macht eine Bewegung, als ob sie ihren blonden Kopf an meine Schulter schmiegen möchte, um „Tanting, goldenes Tanting“ zu sagen wie einst. In ihren großen sprechenden Augen liegt etwas wie Heißhunger nach Gerechtigkeit und Liebe, aber sie wagt nicht, mich zu berühren; ich ziehe sie endlich zu mir heran und streichle sie, und da fängt sie an zu weinen.

Sie ist so jung noch, so voller Ideale; noch liegt ein Hauch der frommen Kindertage über ihr, als sie auf des Vaters Knien saß und die Bilderbibel besah und die Mutter ihr die kleinen Finger an die Stricknadeln fügte; noch liegt er über ihr, jener Hauch, wie duftiges echtes Schaumgold auf einem Weihnachtsapfel — aber wie lange noch?

„Geh wenigstens nicht nach D. an das fürstliche Hoftheater, Martha,“ sage ich rauher, als ich gewollt, „ich meine es gut mit Dir. Lieber bleib bei Deiner Wandertuppe!“

Sie fährt empor. „Tante, denkst Du, ich genüge nicht?“

„Deshalb nicht! Die Damen, die sich dort engagiren lassen, sind — nun, ich möchte Dich nicht mit ihnen in eine Linie gestellt wissen.“

Sie ist ein Weichgen still, wie erschreckt. „Ach, Tante,“ antwortet sie dann, „jetzt verstehe ich Dich; aber sieh, ich bin dagegen gefeit. Daß man über mich spricht, muß ich mir gefallen lassen, ich trat ja an die Dessenlichkeit; aber ich wünschte nur, ich könnte Dir sagen, welch einen starken Schutz ich habe durch das Andenken an die Eltern, und außerdem —“

„Denke daran, was Emilia Galotti sagt, als sie von ihrem Vater den Dolch erbittet, um sich zu tödten.“

„Ja, Tante, ich habe die Emilia gespielt, aber Du weißt nicht, Tante —“ Sie ist purpurroth geworden und sieht zu Boden, dann schlingt sie wieder den Arm um meinen Hals und küßt mich, als wollte sie mit diesem Kuß gewaltsam ein Geheimniß zurückdrängen, das ihr schon auf den Lippen schwebte. „Tante,“ flüstert sie endlich, „ich wollte, Du könntest mich einmal spielen sehen; ich weiß, Du hast ein Urtheil.“

„Ich will Dich nicht sehen, Martha, es thut mir zu weh. Aber nun Gott befohlen, ich bin müde.“ Sie hat wieder so einen stehenden zärtlichen Ausdruck in den Augen; sie küßt meine Hand und verläßt das Zimmer. In der That, ich fühle mich kaum noch fähig, zu sprechen.

Wie sie fort ist, nehme ich mein Tuch. Ich muß noch Luft schöpfen. Der Garten hinter dem Hause wird leer sein bei dem Wetter, freilich, es regnet noch. So benutze ich die Kegelbahn als Wandelgang, denke ich. — In dem dunklen Gärtchen ist es wirklich völlig einsam, wunderbar duftet der Flieder, die Lust legt sich wohlthuend kühl auf meine heiße Stirn. Allmählich gewöhnen sich die Augen an die Dunkelheit, ich erkenne deutlich die Tafel an der Wand der Kegelbahn, in der ich auf- und abgehe, erkenne die Baumpartien und die schwarze Masse der Häuser oberhalb des Gartens, der terrassenförmig aufsteigt; das große hohe Dach dort muß das Pfarrhaus sein.

„Arme Elisabeth!“

Ich bleibe am Ende der Bahn stehen, lehne mich an eine der schmucklosen Holzsäulen, die dem Gebäude einen hallenartigen Anstrich verleihen sollen, und schaue hinauf. „Arme Elisabeth!“ wiederhole ich. Wie lange ich da meinen Gedanken nachhänge,

weiß ich nicht, da höre ich Schritte und Flüstern, das leidenschaftliche, unverständliche Sprechen einer Männerstimme zunächst Jenseit des Boskett's müssen sie stehen, die da mit einander reden. Nun antwortet eine Frauenstimme — das ist Martha. „Dankle mich nicht so furchtbar!“ sagt sie eben, und ihre Stimme klingt müde.

„Ich Dich quälen?“ fährt er auf, „Du quälst mich Dich! Glaubst Du, es sei schön für mich, Dein Schwanken anzusehen, zu merken, daß Du am liebsten noch heute abend mit bloßen Füßen und Äsche auf den Haaren in die Pfarre schlüchten möchtest? Geh doch, geh, aber rede nie wieder davon, daß Dir die Kunst heilig ist; lege nie wieder Deine Arme um meinen Hals und ja mir, daß Du jetzt erst wüßtest, was Leben heißt, jetzt wo Du das Heiligthum der Kunst erschlossen, jetzt — wo Du lebst.“ Geh hin in die alte Städtluft und stäube die Bücher ab in der Studierstube Deines Vaters und setze Dich dann fein sitzbar an das Fenster und ziehe die Fäden durch die Leinwand! Versuche, was das Leben Dir wieder gefällt in dieser Beschränktheit, nachde Du goldene Freiheitsluft geathmet; ich sage Dir, Du wirst das elende Weib beneiden lernen, das mit dem Leierkasten von D. zu Ort zieht.“

„Ich liebe Dich ja, Waldemar, und ich liebe meine Kunst; Du weißt am besten, wie sehr. Nur hier, hier — glaube es mir, ich kann hier nicht spielen!“ verteidigt sie sich weinend.

„Du kannst nicht?“ bräust der Mann auf; „Du willst nicht, sage es gerade heraus! Wenn ich Dir glauben soll, daß Du mich liebst, so beweise es, indem Du durch Dein Ausstreuen der ganzen Welt zeigst, daß Du auf einer höheren Stufe stehst als auf der einer philisterhaften Engherzigkeit, daß es Dir Ehre ist um Deinen Beruf, daß Du eine wahre Künstlerin bist. Zeig es ihnen durch Dein Spiel; stolz tritt ihnen entgegen, und sie werden Dir zuzuhören.“

„Waldemar, Du hast ja tausendmal recht,“ sagt sie — „aber die Eltern —“

„Nun, ist etwa ein Pfarrer nicht auch ein halber Schauspieler?“ fragt er bitter, „tritt er nicht vor das Publikum und redet dasselbe an wie Du und ich, wie allabendlich Tausende von Künstlern? Wo ist da ein Unterschied? Ist die Bühne nicht ebenfalls ein Erziehungsmittel für das Volk, so gut wie die Kanzel? Wollen nicht die großen Geister, die unsere Dramen gedichtet haben, das Sittliche, das Gute im Menschen wecken? Wie, Tosca? Was hast Du darauf zu sagen? Wächst Du am königlichen Schauspielhaus in Berlin angestellt, jubelst Du allabendlich Tausende zu, so würden Dir die Pfahlbürger hier die Pferde ausspannen und Deine Pflegeeltern stolz Dich segnen. Aber Du schämst Dich des kleinen Anfangs, der umherziehenden Truppe, und vergißt, daß der Weg zum Gipfel des Ruhmes über Dornen und Disteln geht. Deine Begeisterung, Deine Kraft reicht nicht aus. Gehe hin zu Deiner Gönnerin, die Dich dem Director ablaufen will, laße Dich von ihr zurückführen in das träge Wasser, dem entronnen zu sein Du so glücklich warst, vergiß, was Du erlebt hast, und kümmer Dich nicht darum, was aus mir wird! Ich muß mich schon ohne —“

Hastige Schritte eilen jetzt den Weg entlang. Dann ein Schrei, so recht aus einem armen gequälten Herzen heraus: „Waldemar, gehe nicht!“

Eine lichte Gestalt fliegt hinter dem dunklen Gebüsch dem Manne nach, und im nächsten Augenblick hält sie ihn, nicht drei Schritte von mir, umschlungen, wortlos, schluchzend.

„Du bleibst bei uns?“ fragt er drohend und zärtlich zugleich, während ich mich, so sehr ich kann, in das tiefste Dunkel hinter die Säule drücke.

„Ja, ja!“ schluchzt sie.

„Bei mir, Tosca?“

„Ja — immer!“

„Und Du spielst morgen?“

„Ja!“ schreit sie auf, „weil Du es willst!“

Da hebt er sie ungestüm empor und küßt sie, als wolle er sie erschüttern, und in förmlichem Sturmschritt eilt er mit seiner schönen Last an mir vorüber. Ich höre die Gartenpforte zuschlagen, und nun ist's ganz still um mich her. Ich fasse mich an die Stirn und schüttle den Kopf. Will sie — wird sie wirklich spielen? Aber freilich, wie die Sachen liegen — o, dies unselige Kind!

Jetzt klingen die Töne eines schrecklich verstimmtten Klaviers aus dem Gartenhaal an mein Ohr, zu denen eine gar nicht üble Tenorstimme singt. Es ist das kleine traurige Lied Koschats:

„Verlassen, verlassen, verlassen bin ich —
Unfähig, es weiter zu hören, kehre ich in das Haus zurück und in mein Zimmer.

Auf dem Tische vor der brennenden Lampe liegt ein Schreiben. Ich öffne es und muß lachen beim Lesen. In ausgesuchter artigen Worten theilt der Direktor mir mit, daß er eventuell geneigt sei, Fräulein Korinska zu dispensiren, falls die gnädige Frau gewillt wäre — und nun kommt eine Forderung, die an Unverschämtheit nichts zu wünschen übrig läßt.

Nun, Martha hat ja entschieden, diese Angelegenheit ist erledigt. Freilich weiß ich von ihr selbst nichts, ich habe nur gelauscht, und ich will doch den Beweis geben, daß ich alles zu thun bereit bin, um sie — Elisabeths wegen — von einem Ausstreten hier loszukaufen. Mit dem Briefe in der Hand erklimme ich noch einmal die Treppe zu dem oberen Stock. Die erbärmliche Flurlampe ist im Erlöschen, und ich habe Mühe, die Thür der Mansardenstube zu finden, die Martha bewohnt. Ohne weiteres drücke ich die Klinke auf und trete ein. Das Mädchen sitzt halb ausgekleidet auf dem Rande ihres Bettes und hat das Haar aufgelockt, um es durchzukämmen. Sie erinnert mich in diesem Augenblick so lebhaft an das reizende Kind von ehemals, wenn es mit den aufgelösten goldenen Wellen vom Badestrand kam und Elisabeth mich hastig am Kleide zwifte, sobald ich meiner Bewunderung über diesen Anblick Worte geben wollte.

„Tante!“ ruft sie verlegen und springt auf.

„Nun, Kind, ich bringe Dir etwas Gutes,“ sage ich, „der Direktor läßt sich auf Unterhandlungen ein — Du brauchst nicht zu spielen.“

Sie hat ihr weißes Kleid hastig vom Stuhle geräumt und hängt es auf. Als sie mir jetzt wieder ihr Gesicht zuwendet, ist es dunkelroth, und ihre Augen blicken an mir vorüber. „Ach, Tante,“ ist alles, was sie äußert; sie will sprechen und vermag es nicht. Ich kann den Kampf ihrer Seele in dem zuckenden Gesichte erkennen.

„Nun, Martha?“ frage ich, „hast Du mich verstanden? Du brauchst nicht aufzutreten; wir haben es ganz in der Hand.“

Sie senkt den Kopf und windet die Hände ineinander.

„Tante,“ klingt es kaum vernehmlich an mein Ohr, „verzeihe, daß ich Dich bemühte — ich habe es mir anders überlegt, ich werde spielen.“

„Du willst spielen, Martha? Woher kommt diese rasche Sinnesänderung?“

Ihre blaffen Lippen bewegen sich, aber sie bringt kein Wort hervor.

Ich wende mich kurz zum Gehen, da hält sie mich am Kleide fest und kniet vor mir nieder. „Tante, geh nicht so — geh nicht so — ich muß spielen; frage mich nicht — ich muß!“ Ganz verzweifelt ruft sie es, und mir nachtrübsend auf den Knien, fährt sie athemlos fort: „Ach, verdamme mich doch nicht, ich kann ja nicht anders, ich muß spielen. Es war so unrecht, daß ich mich weigerte, sie müssen es ja alle sehen, daß ich nicht in abenteuerlicher Lust davongelaufen bin, daß ich meinen Beruf ernst nehme. Ganz oder gar nicht,“ meinte der Vater immer. Ach Gott, was soll ich nur noch sagen, damit Du mir vergiebst!“

„Besinne Dich, Martha; Du schenktest mir ja immer Betränen.“

Wieder fliegt ein dunkles Roth über das thränenfeuchte Gesicht. Sie senkt den Kopf und zieht, als schäme sie sich, eine von den goldigen Strähnen ihres Haares gleich einem Schleier vor das Antlitz.

„Nun, Martha, hast Du, außer der Liebe zur Kunst, keinen andern Grund für die ungeheure Krankheit, die Du Deinen Pflegeeltern anthun willst?“

Sie bleibt unbeweglich. „Nein!“ flüstert sie endlich.

„So leb' wohl, Kind!“

Ich mache mich los von ihr, hastig los, und die Thür entschließt meinen Händen, daß sie unsanft zuschlägt und die Wände des Flurs widerhallen. Ich höre, wie sie drinnen noch einmal ruft: „Tante, ach Tante!“ Aber ich bin so aufgereg, daß mir der wehe Klang nicht mehr zum Herzen dringt. Drinnen sehe ich mich sofort an den Schreibtisch und theile dem Direktor mit, daß ich bedauere, auf seine Vorschläge nicht eingehen zu können, da Fräulein Tosca von Korinska nunmehr fest entschlossen sei, morgen abend aufzutreten. (Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Das Rüdertdenkmal in Schweinfurt. (Mit Abbildung S. 731.) Schon vor zwei Jahren, am 16. Mai 1888, dem hundertsten Geburtstage Friedrich Rüderts, sollte dessen Denkmal in seiner Vaterstadt Schweinfurt errichtet werden; verschiedene Umstände trugen die Schuld, daß erst heute, am 18. und 19. Oktober, das Rüdertfest gefeiert werden kann, in welchem die Bemühungen der trennanhänglichen Gemeinde des Dichters ihre Krönung finden.

Professor Kümmermann in München, der Schöpfer des figürlichen Theils des Denkmals — der architektonische Theil ist das Werk des bekannten Professors Friedrich Thiersch — bildete die Figur des Dichters in schlichter und gerade dadurch packender Natürlichkeit; gedankenvoll in schaffendem Nachdenken über den Inhalt eines Buches begriffen, ist sie dargestellt, und ein Meisterstück künstlerischer Auffassung ist der Kopf. Ueber das Arbeitsfeld Rüderts geben zwei sinnbildliche Nebenfiguren Auskunft. Die eine zeigt eine Idealgestalt, die zugleich Rüderts Lyrik und, nach dem kriegerischen Bewerf, die „Geharnischten Sonette“ verkörpert. Die andere, eine ideale Frauenfigur, entziffert orientalische Schrift auf einem Pergamente. Der Künstler hat dabei eine äußerst bezeichnende Nebenwirkung erzielt. Bei geeigneter Stellungnahme vor dem Denkmal hat man den Eindruck, als ob die hehre Gestalt einen Schleier von einem Architekturstück, einem orientalischen Steinhaupt, wegnimmt. Die Symbolik erinnert etwas an die Entschleierung des Bildes von Sais und kennzeichnet zugleich den Sprachforscher und den Dichter der „Weisheit des Brahmanen“.

Um das Andenken des Dichters noch besonders zu ehren und einen Mittelpunkt für die Verehrer Rüderts zu schaffen, soll ein Rüdertzimmer im alten Gymnasium, dessen Schüler einst der Dichter war, eingerichtet werden, das eine so weit möglich aus dem Gebrauche der Rüdertischen Familie stammende Einrichtung, dann aber auch anderweitige Rüdertandenken, ferner eine möglichst vollständige Sammlung der Rüdertliteratur und aller sich auf Rüdert beziehenden Darstellungen in Bild und Wort, in Originalen und in Reproduktionen enthalten soll. Oskar Steinel.

An den Ahrensklinterklippen in Sarz. (Zu dem Bilde S. 736 u. 737.) Die Scharen der Wanderlustigen aus der Ebene haben die grünen Darzberger verlassen, mit ihnen die bunten Säger in Busch und Baum; es ist kühl geworden um die trostigen, starren Steinlippen, zu denen der wirbelnde Wind das herblich gefärbte Laub emporträgt, um die er heulende Klagelieder singt, als traure er um die geschwundene, sommer-

liche Pracht, die vor kurzem noch das weite Waldgebirge in ihr buntes, schimmerndes Gewand hüllte. Und der Herbststurm weckt auch den wilden Jäger aus dem mondlangen Schlaf, von neuem beginnt er sein nächtliches Streifen; mit gelendem Pfeifen, mit wildem Ruf und Weitschweif treibt er den schaumtriefenden Renner dem am nächtlichen Himmel hingehenden Gewölk voran, und die heulende lässende Meute folgt seinem Hufschlag. Den einsamen Wanderer, den zur Nachtzeit sein Weg durchs Gebirge führt, ergreift wohl furchtames Grauen; er denkt nur der Schreckgestalt der Sage, weil er die Wald und Lust erfüllenden Töne nicht auf ihren Ursprung zurückzuführen vermag; er sieht nicht die mächtigen Scharen der gescherten Bewohner der Täler, die hoch über ihm auf der breiten Heerstraße der Jagdvögel dem Süden zustreben und mit trompetenden, gadernden, pfeifenden Signalen ihre Geschwader zusammenhalten. Mit Freunden begrüßt er den lichten, rosigen Streifen, der im Osten den Horizont säumt; verkündet er ihm doch den nahenden Morgen und damit das Ende der nächtlichen Schrecken! Teuflicher werden die Umrisse der Umgebung; eben schwammen noch die Kronen der Bäume in dem aus den Thälern steigenden Nebelmeer, jetzt grenzen sie sich bereits scharf gegen den hellen Himmel ab und recken trotzig die starren, knorrigen Zweige in die reißende Morgenluft.

Unser Weg führt uns über den Jakobsbruch um den Dohnefopf nach den Ahrensklinterklippen. Wir haben die Höhe erreicht und erblicken vor uns die grotesken, starren Felsgebilde, kahl, nur mit kümmerlichen Moosstreifen bewachsen. Stille ringsum; nicht das Rirzen eines Zinkfels, kein Vogelruf, selbst die beiden Raben hoch über uns ziehen stumm von ihrem Horst zum Fraß in die Ebene hinaus.

Eben wollen wir uns bereit machen, jenen Felsblock zu ersteigen, von dem man die herrliche Ansicht nach dem Broden, dem Schnarher, der Achermannshöhe, dann nach dem verdeckt liegenden Bodethal hin genießt, schon hat unser Fuß den Gipfel fast erreicht, so daß wir die dahinter liegende Waldböhe vor uns auftauchen sehen, als uns ein drohender, machtvoller Ruf zusammenschrecken läßt. Wenige Fuß noch empor, und der Urheber derselben steht vor uns, der König der deutschen Wälder, ein Kronenbirch. Und nun legt er das stolze Haupt hoch empor, und mit dem dampfenden Athem stößt er von neuem seinen wilden Kampfplan aus, den das Echo des Waldes und der Berge vielstimmig zurückzieht. Unten am Fuße der Klippen steht lauschend das Rutterwild, der Plagbirch aber

zieht dem Gegner entgegen, dumpf orgelnd, zum Kampf bereit, und nicht lange währt es, bis mit wuchtigen Stoß die Häupter der Gegner zusammenfahren und prasselndes Dröhnen dem Harem Kunde giebt von dem Streite, der um seinetwillen ausgefochten wird. Eugen Frieze.

Aus Mollkes Jugendzeit. Der Generalfeldmarschall lebte während eines großen Theils seiner Knabenjahre in Holftein. Sein Vater hatte mit seiner Familie im Jahre 1807 das von den Franzosen eroberte Lübeck verlassen und das Gut Augustenhof im Ostholsteinischen käuflich erworben. Hier hielt Helmut sich mit seinem Bruder Fritz noch bis 1811 auf; dann brachte der Vater die beiden Knaben nach Hohenfelde in das Haus des Pastors Knidbein, welcher als Erzieher und Lehrer eines guten Hauses genoß. Unter der Obhut des tüchtigen Mannes verlebte Mollke hier zwei für ihn bedeutsame Jugendjahre, deren er später noch in dankbarer Erinnerung gedenkt.

Die kriegerischen Vorgänge jener Zeit regten den Knaben mächtig an, und wenn „Soldat“ und „Krieg“ gespielt wurde, machte sich in dem Spiel auch wohl schon sein strategischer Geist geltend, und der aufmerksame väterliche Freund, der eine besondere Zuneigung zu dem reichbegabten, jugendmuthigen und doch durch so stille Sinesart ausgezeichneten Jüngling gefaßt hatte, mochte in dessen Beginnen schon mehr als bloßes Spiel sehen. So ließ er denn wohl freundliche Beihilfe, gab Erlaubniß und erteilte Rath zu der Herstellung der Anlage, die der Knabe Helmut als Leiter im Kriegsspiel mit seinen Genossen schuf. Es ist die kleine Insel, welche wir auf unserer nach einer photographischen Aufnahme hergestellten Abbildung sehen. Nach den Erzählungen des hochbetagten jetzigen Pfarrers von Hohenfelde, der von dem Spielkameraden des Feldmarschalls die Schilderungen jener Tage häufig gehört hat, stellte diese Insel ein wasserumgebenes Festungswerk dar, welches Mollke durch kriegerische Einrichtungen zum Widerstand gegen feindliche Angriffe fähig machte. Vielleicht mag die ruhmreiche Vertheidigung Kolbergs die Veranlassung dazu gewesen sein.

Hinter dem städtischen und dabei traut und freundlich ausschauenden Pfarrhaus liegt die Insel in einem ländlich-runden, von Gebüsch und Bäumen umhagten Weiher, nach drei Seiten hin etwa drei Meter vom Ufer entfernt. Nach vorne hin ist sie mit dem Lande durch eine als Brücke dienende Bohle verbunden. Vier Meter beträgt etwa der Durchmesser der Insel, was immerhin für die bauenden Knaben eine gute Leistung bedeutet, wenn auch in dem nicht tiefen Teiche leicht eine über den Wasserpiegel ragende Eröbank herzustellen war.

Wall und Befestigung sind längst verschwunden, und anstatt des kriegerischen macht jetzt das kleine Bild einen idyllischen Eindruck. Niedriges Buschwerk umsäumt jetzt das Ufer, und in seiner Mitte hat man eine Ruhebänk angebracht.

Das Stückchen Erde, wo so oft die lauten Spiele des Knaben erschallen, muß uns Deutschen ein theurer und lieber Gegenstand der Erinnerung sein, denn Mollke selber schätzte die beim Pastor Knidbein verlebten Jahre als solche, in welchen seiner ganzen Bildung so manches zu gute gekommen ist. Fast dreißig Jahre nach der Zeit, da er das Pfarrhaus als dreizehnjähriger Knabe verlassen hatte, landete der schon sehr bevorzugte und vielfach ausgezeichnete Hauptmann im Generalktabe sein erstes literarisches Werk über „Zustände und Begebenheiten in der Türkei“ nach Hohenfelde

mit der Widmung: „Meinem lieben Lehrer und väterlichen Freunde, dem ich so vieles verdanke, sende ich dies mein Erstlingswerk als ein schwaches Zeichen meiner Verehrung.“

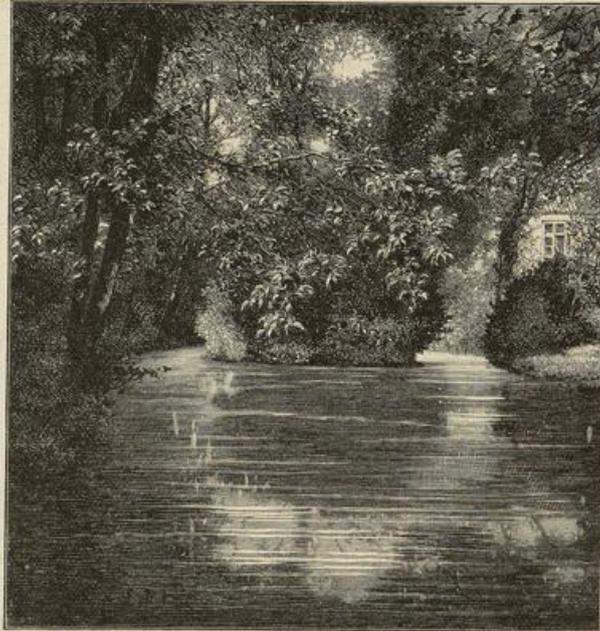
Aus dem Pfarrhause selbst stammt das zweite, hier ebenfalls abgebildete Mollkendenken, der jetzt im Hotel „Stadt Hamburg“ zu Kellinghusen aufbewahrte Mollketisch. Er ist dort zum Stammtisch geworden, ein starker und fester Ausziehtisch, über dessen Platten sich die Knaben im Pensionat des Pastors Knidbein bei ihrer Schularbeit beugten.

Zu diesen Schulkameraden gehörte der Ortsvorsteher Claus Kühmann in Hohenfelde; derselbe erhielt den denkwürdigen Tisch von Pastor Knidbein zum Andenken an die in seinem Hause verlebte Jugendzeit, und nach dem Tode Kühmanns und seiner Frau ging das erinnerungsreiche Möbel 1872 in den Besitz des genannten Hotels über, wo es von den Stammgästen mit all der Ehrfurcht behandelt wird, die ihm geziemt.

Dr. Lüttgens.

Anglückstage. Der Mensch liebt es bekanntlich, sein Unglück dem feindlichen Schicksal in die Schuhe zu schieben. Deshalb ist von altersher der Glaube an unglückliche Tage und Zeiten ein bei allen Völkern fest eingewurzelter. Die alten Römer schloffen während des ganzen Monats Mai keine Ehe, außerdem sahen sie als besonders große Unglückstage den 7. Mai, 8. Juli, 8. November an, weil da die Unterwelt offen stand. Bei allen christlichen Völkern gilt bekanntlich der Freitag, der Todestag Christi, für unglücklich, aber die Russen sehen ihm noch den Montag an die Seite und kennen außerdem eine ganze Menge besonderer Unglückstage. Die Araber dagegen haben deren vier in jeder Woche: Sonntag, den Todestag des Propheten, Montag und Donnerstag; als ganz besonders schlimm wird aber der Sonnabend angesehen. Eine eigene Wissenschaft der Glücks- und Unglückstage haben die Tibeter, Siamesen und Japaner ausgebildet, sie muß vor Antritt einer Reise, zum Beginn eines Hausbaus u. sorgfältig berücksichtigt werden. In Madagastar giebt es ganze Unglücksmomente; die während derselben geborenen Kinder wurden früher einfach umgebracht. Die Hindu sehen in dem Mittwoch den Verderbenbringer, dagegen gilt ihnen der Freitag für glücklich; dafür galt der Freitag, als Tag der holden Göttin Freya, auch den alten Germanen, bis ihm das Christenthum die schlimmste Bedeutung beilegte. Die großen germanischen Glückstage aber waren Donnerstag (nach dem mächtigen Gott Donar oder Thor so benannt) und Mittwoch (Wodanstag), dessen alter Name im englischen Wednesday noch anklingt. Der letztere wurde, als der dem neuen Glauben gefährlichste, von der christlichen Geistlichkeit in Deutschland ganz ausgeiligt, und der farblose „Mittwoch“ an seine Stelle gesetzt, der die Bedeutung des Glückstages gänzlich verloren hat. Dem deutschen Gebirgsvolk in Bayern und Oesterreich gelten dafür die drei „großen Tage“ Dreikönig, Johanni und Fastnacht.

Der christliche Kalender beherrscht heute Brauch und Vorstellung des Volkes, aber in seinem Aberglauben, z. B. in der Furcht vor den sogenannten „Nachtmächten“, in denen die alten Götter als unheimliche Geisteser noch immer umgehen sollen, tauchen deutlich genug die Anklänge an eine ferne Vergangenheit empor, und eine Menge uralthümlicher Vorstellungen sind in seine Glücks- und Unglückstage mitüberer genommen worden.



Die Mollkeinsel im Pfarrhose von Hohenfelde in Holftein.



Der Mollketisch in der „Stadt Hamburg“ zu Kellinghusen.

nem Aberglauben, z. B. in der Furcht vor den sogenannten „Nachtmächten“, in denen die alten Götter als unheimliche Geisteser noch immer umgehen sollen, tauchen deutlich genug die Anklänge an eine ferne Vergangenheit empor, und eine Menge uralthümlicher Vorstellungen sind in seine Glücks- und Unglückstage mitüberer genommen worden.

Inhalt: Dem greisen Feldherrn, Hum 90. Geburtstag Mollkes. Gedicht von Rudolf von Gottschall. Mit Randzeichnung S. 729. — Sonnenwende. Roman von Marie Bernhardt (8. Fortsetzung), S. 729. — Wittergild. Bild. S. 729. — Friedrich Rückert. S. 730. — Das Röderdenkmal in Schweinfurt. S. 731. — Die biologische Station am Blauer See. S. 732. Mit Abbildungen S. 732 und 733. — Auf Isaacantem Boden. Von B. Heimburg (3. Fortsetzung). S. 734. — An den Abrenstierklippen im Harz. Bild. S. 736 u. 737. — Blätter und Blüten: Das Röderdenkmal in Schweinfurt. Von Einar Steinell. S. 739. (Zu dem Bildnis S. 731.) — An den Abrenstierklippen im Harz. Von Eugen Frieze. S. 739. (Zu dem Bilde S. 736 u. 737.) — Aus Mollkes Jugendzeit. Von Dr. Lüttgens. Mit Abbildungen. S. 740. — Unglückstage. S. 740.